

Buchbesprechungen

Autor(en): **Ackerknecht, Erwin H. / Keil, Gundolf / Mayer, Roger**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **45 (1988)**

Heft 1

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

Otto Joachim Grüsser, *Justinus Kerner (1786–1862), Arzt – Poet – Geistes-
seher*. Springer Verlag, Berlin 1987. XVI + 382 Seiten, 36 Abb.

Leben, Werk und Umwelt des ungewöhnlich vielseitigen, mit «romantisch» zu einseitig definierten schwäbischen Arztes sind noch immer so anziehend, daß der Hirnforscher Prof. Grüsser soeben ein ebenso originelles wie kompetentes und umfassendes Buch darüber publizieren konnte.

Justinus Kerner war der jüngste Sohn eines früh verstorbenen hohen württembergischen Verwaltungsbeamten. Er hatte zwei zu Unrecht vergessene ältere Brüder, die ihn stark beeinflussten: Georg, Jakobiner und Arzt, und der geadelte Carl, hoher Offizier und Pionier der staatlichen Eisenindustrie. Mit 18 begann er das Studium der Medizin an der Universität Tübingen bei W. G. Plouquet, J. H. F. Autenrieth, C. F. Kielmeyer, L. F. Froriep, F. G. Gmelin. Prof. Grüsser korrigiert hier wirkungsvoll das Zerrbild dieser Fakultät, das W. Jens in einem als Jubiläumsschrift kamouflierten marxistischen Pamphlet von ihr entworfen hat. In seiner Studentenzeit wurde Kerner der Mittelpunkt eines dichtenden Studentenkreises, dem u. a. L. Uhland, G. Schwab, K. Varnhagen von Ense angehörten, der sich bis zu seinem Tode erhielt und über den später der eifersüchtige H. Heine sein Gift verspritzt hat.

Grüsser hält Kerners Dichten zum Teil für eine Kompensation immer wiederkehrender Depressionen. Kerner war auch hervorragend musikalisch, was vielleicht seine Gedichte so anziehend für Komponisten machte. Zu Kerners Kreis gehörten auch mehrere später prominente Mediziner wie H. Köstlin, ein Vetter Schellings, oder H. v. Breslau.

Kerners *Doktorarbeit von 1808* über das Innerohr war gut genug, noch Jahre später von Joh. Müller und Hyrtl zitiert zu werden. Sie ist hauptsächlich auf Tierexperimenten aufgebaut, also das, was wir heute streng wissenschaftlich nennen, in keiner Weise poetisch oder romantisch! Hier tritt wieder der vielseitige, widersprüchliche Charakter Kerners zutage, der ihn so rätselhaft macht.

Als Assistent versorgte Kerner ärztlich den geisteskranken Hölderlin, was Grüsser Gelegenheit gibt, mit dem diesbezüglichen Bertauxschen Unsinn (Simulationstheorie) abzurechnen. Nach Beendigung seiner Studien 1810 war Kerner Landarzt in vier schwäbischen Kleinstädten. Er konnte

1813 auch endlich sein «Rickele» (Friederike Ehmann) heiraten, mit der er sich schon als Student verlobt hatte. 1819 kam er dann nach Weinsberg, wo er das berühmte «Kernerhaus» mit Garten baute und bis zu seinem Tode 1862 lebte und wirkte.

Kerner hatte 1817 klinische, pathologisch-anatomische, experimentelle (auch ein Selbstversuch) Veröffentlichungen über das «Wurstgift» begonnen, die er 1820 mit einer Monographie krönte. Diese Arbeiten über das, was wir heute Botulismus nennen, sichert ihm einen Ehrenplatz in der Medizingeschichte. In die Jahre vor Weinsberg fällt eine wenig beachtete Periode politischer Betätigung Kerners, der auch auf diesem Gebiet bei den Wittelsbachern tätig war. In Weinsberg war und blieb Kerner vor allem ein solider Praktiker. Mit Zeller zusammen behandelte er auch Lenau.

Die «Geisterseherei», für die er berühmt wurde, entwickelte sich durch den Zustrom von «somnambulen» Patientinnen (Dämmerzustände), die sich von ihm «mesmerisieren», «sympathisch behandeln» ließen. Psychotherapie bildete aber immer nur einen Teil seiner Praxis. Die bekannteste dieser Damen war die «Seherin von Prevost». Den Phantasien dieser Patientinnen gegenüber entwickelte Kerner eine kaum glaubliche Naivität und schuf so seine Lehre vom «Nervengeist». Er trieb etwas, das man empirische Parapsychologie nennen könnte. Auch griff er zum Exorzismus, der ihm als «volksnahe» Romantiker teuer war. Wenn ich mich erinnere, daß in meiner norddeutschen Heimatstadt in den 1920er Jahren auch hohe Beamte noch bei einem Todesfall in der Familie die Möbel umstellten, damit sich der Geist nicht zurechtfinden sollte, kommt mir Kerner nicht so ungewöhnlich vor wie vielleicht manchem Jüngeren.

In Weinsberg pflegte Kerner weiter die alten Freundschaften. Neue wichtige Besucher wie Mörike (auch ein Patient) und D. F. Strauss kamen dazu. Dann kam das grausame Alter. Rickele starb acht Jahre vor ihm, als er 68 war. Er wurde langsam blind und Morphinist, hatte aber trotzdem noch die Energie, einer Enkelin eine Mesmer-Biographie zu diktieren und sich an den von ihm erfundenen «Klecksographien» zu erfreuen. Er starb 1862.

Zusammenfassend charakterisiert Grüsser seinen Helden als eine romantische Synthese von Gefühl und Vernunft. Erwin H. Ackerknecht

Charles E. Rosenberg, *The Care of Strangers. The Rise of America's Hospital System*. Basic Book Inc., New York 1987. X + 437 p., 16 Abb.

Charles Rosenberg has now given us the book on the history of US hospitals we have hoped for many years in view of the papers he has published on the

subject since 1967. The book is divided in two parts: Part one “A Traditional Institution” deals with the history between 1800 und 1850. During this period the municipal almshouses, US successors of the European medieval “hospitals” (repositories of all needy like the cripples, insane, sick etc.) accomodated also the needy sick who had no opportunity of home care. So called voluntary hospitals developed only slowly (that is based on voluntary donations). Even they were so defective—primarily places to die—that the sick found outpatient departments and dispensaries preferable, even when the hospitals begun looking for and obtaining paying patients.

The hospital results of Christian charity and the desire to restore the working ability of the inmates, were run by lay superintendants (“fathers” of the hospital) who were in turn supervised and controled by the lay trustees of the hospital. They also decided admissions.

The medical profession was not very influential but was early interested in the educational opportunities the hospital offered, and the social prestige (and therewith higher income in private practice) the few positions of “attending physicians” provided. As these elite doctors showed up only sporadically, the real medical care lay in the hands of very young “house physicians”.

No nursing profession existed yet. Nursing was provided by co-patients and expatients. (This happened elsewhere too. E.G. Pussin, who taught Pinel to take off the chains of the insane, was an expatient.)

At the end of the fifty-year period, under the influence of a few elite physicians who had been able to afford studies in Paris, the ideas of the Paris hospital school began to replace the classic “holistic” medical ideas by the idea of specificity of diseases and therapeutic scepticism.

Part Two, which forms two thirds of the book is called “A New Healing Order, 1850–1920”. It shows the social sources of a wave of hospital founding at midcentury and after the civil war (when American military hospitals gained international fame). Urbanisation, industrialisation (accidents!) mass immigration all contributed. This is also a period, when specialised confessional and ethnic hospitals came into being. Pavillon hospitals began to be built on the basis of the “vitiated air” hypothesis of “zymotic” disease, which was also basic to Florence Nightingale’s gigantic reform program which receives a new detailed interpretation by the author.

In the 1870’s the germ theory entered via Lister’s antiseptis the hospitals. The germ theory brought a wealth of changes to the hospital. Not only brought it a new and powerful surgery, it brought laboratories, it changed

the public attitude towards hospital, towards the profession and public health. Medicine became now prevalently a science.

The author analyses the role of the hospital in the career of the physician. Internship and residency became required. This was a reflection of the growing centrality of the hospital in medical education. In order to satisfy the demand many medical schools had to build their own hospitals. A minority of research oriented, full time, salaried teacher-clinicians came more and more to the foreground.

The first formal nurse training schools in hospitals opened in the 1870's, being economically advantageous to the hospitals. The very unfavorable working conditions of the pupils brought about a reform movement for reducing ward work hours and expanding the intellectual content of the nurses' education.

By the time of World War I respectable patients began to enter hospitals in numbers, especially for surgery. This made the hospitals more and more economically dependant on this group and strengthened the position of the referring doctors in the hospital structure. The powerful board-member trustee lost slowly much of his influence. The superintendant became more and more a trained bureaucrat heading a growing body of minor bureaucrats. Wardlife changed very much in a continuously improving technology, but is pictured as still rather colorful. At the beginning of the 20th century Richard Cabot established the first hospital social work department at Massachusetts General. Outpatient departments of hospitals went through a crisis, while the almshouses (municipal) hospitals were reformed. The construction of special middle class accomodations were a first, unsuccessful attempt to solve the problem of financing hospital use for the very large group between the rich and the poor. Rosenberg summarises the history of the US hospital between 1850 and 1920 in the pithy formula: the hospital was medicalised, the medical profession hospitalised. He has brilliantly succeeded to prove his contention that the microcosm hospital mirrors the larger society and its structures. His scholarship, notes, bibliographies, indices and illustrations are, of course, first rate. Erwin H. Ackerknecht

A. Rupert Hall, B. A. Bembridge, *Physic and Philanthropy. A History of the Wellcome Trust 1936-1986*. Cambridge University Press, Cambridge 1986. XII + 479 p., 67 Ill.

Als der englisch-amerikanische Pharmazieindustrielle, Forscher und Sammler Sir Henry Wellcome 1936 im Alter von 83 Jahren starb, hinterließ er seine

Betriebe (sogenannte Wellcome Foundations) einer von ihm ausgewählten und ihm geistesverwandten Gruppe aus Wissenschaft, Wirtschaft und Recht (Wellcome Trust Fund) mit der Auflage, mit den Profiten der Betriebe wissenschaftliche Forschung und seine Sammlungen (Museum und Bibliothek) zum Wohle der Menschheit zu fördern.

Dies Buch von Rupert Hall und B. Bembridge berichtet über die ersten 50 Jahre des Wellcome Trust. Es ist in zwei Teilen abgefaßt: Ursprung und Entwicklung (chronologisch) und Gebiete des Einsatzes (thematisch). Das Schlußkapitel, verfaßt von dem jetzigen Direktor des Board of Trustees, P. O. Williams, ist eine ausgezeichnete Zusammenfassung des recht ausführlichen und von Wiederholungen nicht freien Buchs.

Das Janusgesicht des Wellcomeschen Vermächtnisses und seiner Person spiegelt sich auch im Charakter des Buchs wider, das nicht nur ein Beitrag zur Wissenschafts-, sondern auch zur Wirtschaftsgeschichte ist. Es spiegelt sich auch in den Konflikten der Leiter der industriellen Betriebe mit den Verteilern ihrer Profite, den Trustees.

Die ersten 25 Jahre des Trusts wurden dominiert von dem Vorsitzenden der Trustgruppe, dem unglaublich vielseitigen und leistungsfähigen Physiologen Sir Henry Dale (1875–1968, Nobelpreis für chemische Übertragung des Nervenimpulses). Der Wechsel kam in den sechziger Jahren, einerseits nach dem Ausscheiden Dales und dem Aussterben der ersten Trustees, die meist ein hohes Alter erreicht hatten, andererseits nachdem das dauernde Wachstum von Trust und Foundation eine Bürokratisierung unvermeidlich gemacht hatten. Vor allen Dingen war aber eine Veränderung der Formen und Gebiete der Unterstützung nach der Verstaatlichung von Gesundheits- und Erziehungswesen notwendig.

Bauunterstützungen wurden nun stark vermindert. Dafür wurden vor allem hoffnungsvolle Forscher gefördert durch fellowships, lectureships oder awards in Great Britain, den unterentwickelten Ländern, Europa und Übersee. Advisory Panels wurden eingerichtet. Das Museum wurde ab 1979 in das staatliche Science Museum überführt. Um die Bibliothek kristallisierte sich besonders zur Zeit des Bibliothekars (1954–1973) Noel Poynter ein Institut für Medizingeschichte. Der Wellcome Trust hat sich überhaupt um die Medizingeschichte große Verdienste erworben. Er unterstützte Flüchtlinge wie Max Neuburger und Richard Walzer, er publizierte klassische Werke wie die von Keevil, Needham, Ch. Singer, er finanziert die Zeitschrift "Medical History" und die Internationale Bibliographie. Diese Bemühungen haben aber auch reiche Früchte getragen. Man kann sagen,

daß das Wellcome Institute heute international an der Spitze steht. Der Wellcome Trust konzentrierte sich auf sogenannte vernachlässigte Forschungsgebiete. Da ist vor allem die Tropenmedizin zu nennen wie auch die Medizingeschichte, noch ein direktes Erbe von Sir Henry, und berühmt durch große Wellcome-Leistungen in über 14 Ländern, ferner Veterinärmedizin, Dermatologie, Neurologie, Ophtalmologie, Mental Health, etc. Auch durch Anschaffung der immer kostspieliger werdenden neuen Apparaturen für Forscher hat der Trust eine wichtige Rolle gespielt.

Private Stiftungen spielen infolge der gesteigerten Staatseingriffe nicht mehr die Rolle, die sie noch vor einigen Jahrzehnten hatten. Aber die Geschichte des Wellcome Trusts zeigt, daß sie ihre Rolle durchaus noch nicht ausgespielt haben.

Erwin H. Ackerknecht

William Coleman, *Yellow Fever in the North. The Methods of Early Epidemiology*. The University of Wisconsin Press, 1987. XVI + 202 p., 17 Abb. Gelbfieber ist im allgemeinen eine Krankheit der westlichen Hemisphäre oder Afrikas. Dies Buch ist aber eine Analyse von zwei der seltenen nordeuropäischen Gelbfieberepidemien des 19. Jahrhunderts (St-Nazaire 1861, beschrieben von F. Mélier; Swansea 1865, beschrieben von G. Buchanan), da ihre Untersuchung für die Geschichte der Epidemiologie und damit für den Autor von besonderem Interesse ist. Noch während der Epidemie (nicht nachträglich, wie z. B. in Gibraltar 1828 unternommen) konnten sie die Fragen, importiert oder lokal entwickelt, spezifisch oder nicht spezifisch, lösen und entwerteten so Chervins Antiquarantänekampagne, die in Großbritannien sich schon fast durchgesetzt hatte. Sie zeigten die Bedeutung der Suche nach dem ersten Fall. Die Frage der Ätiologie konnte allerdings noch nicht beantwortet werden. Weder «contagion» noch «miasma» waren die Lösung, die sich erst in den folgenden Jahrzehnten aus der germtheory entwickelte.

Das kleine Buch mutet fast wie ein Kapitel aus einer größeren Geschichte der Epidemiologie an. Es zeigt eine souveräne Beherrschung der Probleme und der Literatur.

Erwin H. Ackerknecht

Eberhard Neumann und Redlin von Meding, *Der Pathologe Ernst Neumann und sein Beitrag zur Begründung der Hämatologie im 19. Jahrhundert*. Schriftenreihe der Münchner Vereinigung für Geschichte der Medizin, München 1987. 239 p., 18 Abb.

Der Königsberger Pathologe Ernst Neumann (1834–1918) gehört trotz

epochemachender Entdeckungen zu den vergessenen Größen der Medizingeschichte. Es ist ein großes Verdienst dieser sehr gründlichen Monographie, diesem auf verschiedenen persönlichen und politischen Gründen beruhendem Phänomen Einhalt zu gebieten. Einer der Gründe dieses Vergessens war, daß dieser große Schweiger, Sohn, Bruder und Vater bedeutender Mathematiker, nie seine Vaterstadt Königsberg, wo er 1869 Ordinarius für Pathologie wurde, verlassen hat.

Neumanns größte Leistung ist seine Entdeckung (1869) des Knochenmarks als Blutbildungsstätte, die ihn zu einem der Väter der Hämatologie macht. Sie wurde natürlich durch zahlreiche kleinere Entdeckungen (z. B. myeloische Leukämie, die Rolle der Charcot-Neumannschen Kristalle, das Neumannsche Gesetz der Fettmarktentwicklung usw.) erweitert.

Nicht weniger fruchtbar war Ernst Neumann auch auf dem Gebiet der Entzündungslehre (z. B. Heilungsrolle der Fibroblasten, Phagozytose durch Flimmerzellen, fibrinoide Nekrose, usw.) oder der Pigmente (Bilirubin, Melanin usw.) oder der Regenerationsprozesse in Muskeln – «Muskelknospen» – oder Nerven. Der «Neumannsche Tumor» (congenitale Epulis) erinnert daran, daß Neumann auch in der pathologischen Anatomie der Mundhöhle (Zahnscheiden!) und Tumoren erfolgreich forschte. Jeder Interessent in der Geschichte der pathologischen Anatomie muß diese Schrift lesen!

Erwin H. Ackerknecht

Nancy G. Siraisi, *Avicenna in Renaissance Italy. The 'Canon' and medical teaching in Italian universities after 1500.* XII, 411 Seiten. Princeton University Press, Princeton New Jersey 1987.

Nach ihren Studien zur Wissenschaftsgeschichte Paduas (1973) und zur Medizingeschichte im spätmittelalterlichen Florenz (1981) wendet sich die bekannte New Yorker Fachhistorikerin der Rezeptionsgeschichte von Avicennas «Kanon» zu, wobei sie den Akzent auf die Frühmoderne legt und im Anschluß an George Sarton sowie Danielle Jacquart text- sowie überlieferungsgeschichtlichen Fragestellungen nachgeht. Beachtung verdient die sorgfältige Bestimmung der Textstruktur, die bis zur Funktionsanalyse vorstößt und zielgruppenbezogene sowie gebrauchorientierte Motivationen des persischen Lehrbuch-Autors freilegt. Die Übersetzungsleistung Gerhards von Cremona und seiner Mitarbeiter hätte es verdient, mit den konkurrierenden Übertragungen Konstantins von Afrika verglichen zu werden – die einschlägigen Untersuchungen Gerhard Baaders sind der Autorin unbekannt geblieben (vgl. dazu: Fachprosa-forschung, Berlin 1974,

S. 88–123; Wege der Forschung 363, Darmstadt 1982, S. 417–442). An die methodologisch richtungweisenden Untersuchungen Hugo Kuhns (München 1980) und Kurt Ruhs (Tübingen 1985) hat sie keinen Anschluß gefunden, was ihre textgeschichtlichen Ergebnisse ein wenig antiquiert erscheinen läßt. Und was ihre Aussagen zur Frühzeit der <Kanon>-Rezeption in Italien betrifft (S. 43–76), so greifen sie erheblich zu kurz: N. Siraisi hat es versäumt, die Hochschule von Parma in ihre Recherchen einzubeziehen, was dazu führt, daß ihr die Anfänge der italienischen Avicenna-Wirkungsgeschichte und damit der dynamische Auftakt abendländischer <Kanon>-Rezeption entgangen sind: Therapie und Nosologie werden in der Lombardei (und teilweise auch in Salerno) keineswegs erst «about 1225», sondern bereits um 1180 – und das heißt: unmittelbar nach dem Greifbarwerden der lateinischen Übersetzung – auf den <Canon medicinae> umgestellt (vgl. Konrad Goehl, in: Würzburger medizinische Mitteilungen 1 [1983], S. 23–35; ders., in: Würzburger medizinhistorische Forschungen 32, Pattensen/Han. 1984, I, S. 23–27); die morphologisch-anatomische Schiene spielt gegenüber der diagnostisch-therapeutischen in der Frühphase der <Kanon>-Bearbeitungen nur eine zweitrangige Rolle; die Richard dem Engländer zugeschriebene <Anatomia vivorum> wird von der Autorin ausschließlich durch die Brille Georges Corners gesehen (Sudhoffs einschlägige Forschungen sind ihr entgangen), was sie veranlaßt, aus zwei Texten einen zu machen und den zeitlichen Ansatz um ein halbes Jahrhundert zu verfehlen (dazu: Robert Reisert, in: Würzburger medizinhistorische Forschungen 39, Pattensen/Han. 1986, S. 36–39). Sonderüberlieferungen wie jenen des <Examen leprosororum>, des <Aderlaßschemas> oder der <Blutschau> (Friedrich Lenhardt, in: Würzburger medizinhistorische Forschungen 22, Pattensen/Han. 1986, S. 42; Alfred Schmid, in: Berner Beiträge z. Gesch. d. Med. 7, Bern 1947, S. 47f., 72–75) ist N. Siraisi nicht nachgegangen, wie sie auch völlig den landessprachigen Sektor der Avicenna-Wirkungsgeschichte ausgeblendet hat (Verfasserlexikon², V, Berlin/New York 1983, s. v. <Liber magistri Avicennae>). Um dessen frühe Bedeutung aufzuzeigen, sei nur in Erinnerung gebracht, daß Konrad von Würzburg im 13. Jh. zu Basel die Lepraschau des <Kanon> in paarreimenden Vierhebern vorgestellt hat (<Engelhard>, V. 5150–5171, dazu: Leuv. Bijdr. 57 [1968], S. 27–129).

Fassen wir zusammen: Nancy Siraisi hat am Beispiel des Standardtextes 'medizinischen Arabismus' die Wirkungsgeschichte eines Lehrbuchs vorgestellt, das in seiner Überlieferungsgeschichte die Epochengrenze überschreitet und in seinen textgeschichtlichen Entfaltungen nicht uninteressante

Rückschlüsse auf Wissensorganisation und Wissensvermittlung der Renaissance erlaubt. Methodisch schwach gerüstet und in ihren Recherchen vielfach hinter dem Forschungsstand zurück, bleiben ihre Resultate jedoch problematisch und können in keinem Fall unbesehen übernommen werden. Dem verdienstvollen Buch ist entsprechend eine ausgereifte Neuauflage zu wünschen.

Gundolf Keil

L'Eveil médical vaudois (1750–1850): Auguste Tissot, Jean-André Venel, Mathias Mayor. Etudes réunies et présentées par Guy Saudan. Université de Lausanne, Lausanne 1987. 182 p.

Cet ouvrage est divisé en trois parties bien distinctes, qui relatent la vie de trois médecins vaudois, ayant chacun marqué leur époque à un moment décisif de l'histoire de leur pays.

Le volume débute avec la biographie d'*Auguste Tissot (1728–1797)*, par Antoinette Emch-Dérianz, qui nous fait revivre – à partir de son enfance rurale et de ses études médicales à Montpellier – tout le parcours professionnel du «médecin des pauvres», établi à Lausanne en hiver 1751, et qui allait atteindre la plus grande notoriété grâce à ses écrits, parmi lesquels son fameux traité de *L'Onanisme (1760)* et son *Avis au peuple sur sa santé (1761)*. Par ce dernier – réédité sept fois et traduit en six langues! – la célébrité de Tissot devient même européenne. Il est alors devenu le consultant d'une élite fortunée ce qui va l'amener à une réflexion d'où naîtront deux nouveaux livres: *De la santé des gens de lettres (1768)* et son *Essai sur les maladies des gens du monde (1770)*. Après sa nomination comme Professeur à Pavie (1781–1783) et son retour définitif à Lausanne, Tissot se tournera vers des préoccupations éthiques et didactiques, qui allaient trouver leur aboutissement dans la dernière partie de sa vie avec son ouvrage, *l'Essai sur les moyens de perfectionner les études de médecine (1785)*.

Le chapitre intitulé *Jean-André Venel, d'Orbe (1740–1791)*, par Eugène Olivier, est en fait la publication d'un texte resté inédit, que l'éminent historien de la médecine vaudoise avait achevé en 1955 – l'année même de sa mort – et qui nous est ici présenté et commenté par Guy Saudan. Ce texte relate la carrière du maître-accoucheur et du précurseur de l'orthopédie que fut J. A. Venel. Il rétablit à sa juste place ses mérites de pionnier et il est complété par une étude de tous ses successeurs, parmi lesquels nous citerons son propre frère, son neveux et ses élèves dont le dernier, Henri Martin, allait transformer sa clinique privée en *Hospice orthopédique de la Suisse romande*, lui assurant ainsi une consécration officielle.

L'ouvrage se termine par une troisième partie, au titre à peine énigmatique: *L'écharpe, le manteau et le tourniquet: Mathias Mayor, un chirurgien vaudois au début du XIX^e siècle (1775–1847)* par Jean Charles Biaudet. Cette passionnante évocation, où le portrait du personnage, haut en couleur, est brossé de main de maître, nous évoque aussi bien le chirurgien que l'homme politique lié à l'extrême gauche radicale de l'époque, dont l'activité – tant médicale que parlementaire – est littéralement débordante. Député, il scandalise ses concitoyens en les incitant à manger de la viande de cheval; médecin, il préconise l'usage du coton pour le pansement chirurgical et il innove de mille façons, inventant des techniques qu'il emprunte aux artisans, et maniant avec aisance le couteau du boucher comme la scie du menuisier! Enfin, on ne nous cache pas que ce personnage truculent était aussi un bon vivant et un bout-en-train qui animait de ses chansons – dont quatre sont publiées intégralement en annexe – réunions médicales et fins de banquets.

En conclusion, nous pouvons dire que cet ouvrage, au premier abord composite – car ces trois textes sont nécessairement différents – nous donne une image très vivante et très bien documentée de cet «Eveil médical vaudois» qui, dans le sillage du «Siècle des Lumières», vit naître la médecine moderne au pays vaudois. Roger Mayer

K.G.Zysk, *Religious Healing in the Veda*. Transactions of the American Philosophical Society, Vol. 75, Part 7. Amer. Phil. Soc., Philadelphia 1985.

Die indigene Medizin Indiens kann grob in drei Epochen eingeteilt werden. Die erste, prähistorische Epoche zwischen ca. 2700 und 1500 vor Chr. ist nonliterarisch. Sie entspricht der Zeit der Kulturen von Harappa und Mohenjo-Daro. Zysk studiert die vedische Medizin, deren literarische Belege im Atharva-Veda und Rgveda gefunden werden. Ihr folgt die Periode des Ayurveda, niedergelegt in den Samhitas des Caraka und Susruta. Interne und externe Krankheiten, Verletzungen, Brüche, Wunden, Schäden durch Insekten, Würmer u. ä. werden in diesem religiös-magischen Medizinsystem mit der Einwirkung negativer Kräfte, Dämonen, in Verbindung gebracht, welche der Kranke sich zuzieht durch Sünde, Tabuverletzungen, durch schwarze Magie (Zauber, Hexerei). Der Heiler diagnostiziert in Heiltanz und Heilgesang (Hymnus) die Krankheit und ihre dämonologische Verursachung und weiht mit seinen vorwiegend apotropäischen Mantras die Heilmittel, Pflanzen, Wasser, Salben, Farben zum Zwecke der Austreibung,

Verbannung, Übertragung der üblen Krankheitsgeister auf Feinde, Tiere (Vögel). Auch Talismane, Amulette, Kauterisation, Lanzettengebrauch, Katheterismus, Applikation von Pflanzen, Sand auf Blutungen sind belegt.

Der Autor bringt die Übertragung der Hymnen aus der Kashmir- und Orissafassung des Paippalada-Atharvaveda. Ein ausführlicher textkritisch-philologischer Anmerkungsapparat, ein bibliographischer Essay über die medizinhistorische Sekundärliteratur zur indischen Medizin, Spezialbibliographie, Index der Sanskrittextstellen, der Sanskritwörter und ein Generalindex ergänzen das bedeutende und gründliche Spezialwerk. C. Scharfetter

Ernst Klee, *Euthanasie im NS-Staat. Die «Vernichtung lebensunwerten Lebens»*. S. Fischer, Frankfurt 1983.

Ernst Klee verdanken wir mit dieser sorgfältig durch Dokumente belegten Studie über die Vernichtung lebensunwerten Menschenlebens, von Andersrassigen, von kranken, schwachsinnigen, mißgebildeten Kindern und von Psychriepatienten im Hitler-Deutschland die bisher umfassendste Darstellung dieses so dunklen Kapitels der jüngeren deutschen Geschichte. Die ideologische Vorgeschichte, die Gedanken Nietzsches, die gelehrten Schriften von Binding und Hoche über die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens sind immer neu erschütternd. Die Sterilisierung von «Minderwertigen», die Konzentrationslagerhaft von «Asozialen, Landstreichern» werden anhand der Dokumente wieder vor Augen geführt. Die planmäßigen Vernichtungsaktionen werden in ihrer bürokratischen Durchführung und in der raffinierten Kreation immer neuer, «ökonomischerer» Tötungsmaschinen (Erschießen, Vergasen, Vergiften, Verhungern, Erfrieren, Überarbeiten) sachlich-nüchtern, d. h. ohne Schuldzuschreibungen und pathetische Klage – und gerade darum so eindrucklich, dargestellt. Klee konnte aufzeigen, wie die Vernichtungsaktionen durch den Widerruf Hitlers nicht zum Stillstand kamen, sondern auch nach der Kapitulation Deutschlands und dem Selbstmord Hitlers bis Mitte 1945 noch weitergingen. Eine Zeittafel, Quellen- und Literaturnachweis, ein reicher Anmerkungsteil, Namen- und Sachregister ergänzen dieses wichtigste Werk zu diesem Vernichtungs-geschehen. Es geht Klee nicht um Schuldzuweisung, sondern darum, durch das Aufzeigen der historischen Fakten eindrucklich zu mahnen, schon «kleine» Ansätze zur Entwertung von «Minderwertigen», Unnützen, Abhängigen, Pflegebedürftigen» als Keimzellen der Eskalation von grauenhaftem Vernichtungspotential zu erkennen, immer wacher darauf zu achten, daß solche Mentalität nicht ausgestorben ist!

C. Scharfetter

Bernhard Pauleikhoff, *Ideologie und Mord*. G.Pressler, Hürtgenwald 1986.

P., dem wir eben ein großartiges mehrbändiges Werk «Das Menschenbild im Wandel der Zeit. Ideengeschichte der Psychiatrie und klinischen Psychologie», Pressler, Hürtgenwald 1983, 1987, verdanken, zeichnet ein besonders düsteres Kapitel der jüngeren deutschen Geschichte nach: die Massenvernichtung von Fremdrassigen, von mißgebildeten, kranken, schwachsinnigen Kindern und von Psychatriepatienten des eigenen Volkes in Hitlerdeutschland. Diese wurden nach sich selbst rechtschaffen dünkenden «gelehrten» Schriften des Juristen Binding und des Psychiaters Hoche (Die Vernichtung lebensunwerten Lebens, 1922) als «wertlose Ballastexistenzen ohne eigenes Lebensrecht» bezeichnet. Auf dem Gipfel der eskalierenden Vernichtungswelle wurden schließlich sogar verwundete Soldaten des eigenen Volkes als wirtschaftliche Ballastexistenzen ausgelöscht. Die Tötungswelle hielt bis in den Sommer 1945 hinein an (also nach der Kapitulation Deutschlands und dem Selbstmord Hitlers, Klee 1983). P. zeigt die ideologische Vorgeschichte, die Durchführung, bezieht sich auf die beteiligten Akteure (besonders Heyde) und verweist auf die Schwäche der offiziellen Psychiatrie, sich bestimmt und offen gegen die Vernichtung der eigenen Patienten zu stellen (mit wenigen Ausnahmen wie Ewald). Erst nach der berühmten Protestpredigt des Grafen von Galen, Bischof von Münster, stellte Hitler seinen Auftrag ab – was aber noch nicht das Ende des Extinktionsgeschehens bedeutete. P. stellt die Massenmorde in eine Parallele zu den Hexenprozessen. Ätiologische Überlegungen hängen in der Argumentation P.s ganz an der Schuldzuweisung an die «materialistisch-atheistische Ideologie der biologischen und naturwissenschaftlichen Psychiatrie». Diese habe die Begriffe Seele, Geist, Person, ihren Wert und ihre Würde aus den Augen verloren. P. mahnt mit Recht, wenn auch einseitig in seiner Anschuldigung der biologischen Psychiatrie (welche wie alle menschlichen Hervorbringungen auch nicht gegen Mißbrauch gefeit ist), solche «Abgründe der Unmenschlichkeit» nicht zu vergessen, sondern aufzuklären in ihren Bedingungen – mit der Absicht der Prävention gegenüber Wiederholungen.

Einseitige Einstellungen, Ideologien, mit ihrer Wirkung der Dehumanisierung auf Täter und Opfer, der Annullierung von Empathie, Sympathie, Rücksichtnahme, Achtung vor allem Lebendigen, der Entwertung der Opfer (Viktimisierung) sind höchst gefährlich hinsichtlich der Freisetzung aggressiv-destruktiven Verhaltens. Das naturwissenschaftlich-biologische Menschenbild kann sehr wohl von Ehrfurcht vor allem Lebendigen getragen

sein und von Selbstbescheidung als einem Bestandteil des Bios in seiner Gesamtheit – und muß nicht per se schlecht sein, lebensfeindlich. Auch eine philosophisch-religiöse Existenzanalyse und eine mythisch-religiöse «Seelenkunde» bewahrte ihre Autoren nicht vor einer Bejahung des Nazi-Regimes!

Das historische Geschehen des organisierten Massenmordes an Kranken des eigenen Volkes ist hinsichtlich seiner Entstehungsbedingungen nicht restlos geklärt. Die Amerikaner haben, erschüttert von den Grausamkeiten im Vietnamkrieg, 1971 in einem Symposiumsband (*Sanctions for evil*, herausgegeben von Sanford und Comstock, Jossey Boss, San Francisco 1971) in einem multidisziplinären Ansatz die Bedingungen solchen Massenmordens ohne Schuldgefühle untersucht – ein Buch, das leider zu wenig bekannt ist! Mit der Pathologiezuschreibung an den Führer und seine engere Gefolgschaft ist es nicht getan – wir mußten lernen, daß das aggressiv-destruktive Potential im Menschen schlechthin bereit liegt und durch verschiedene psychologisch, sozial, historisch, politisch zu betrachtende Umstände aktualisiert werden kann. Der Mensch ist entwicklungsgeschichtlich erst auf dem Wege zu einem humanen Wesen – einzelne Gestalten sind als mahnende Wegweiser aufgetreten. C. Scharfetter

Jörg Henning Wolf (Ed.), *Aussatz, Lepra, Hansenkrankheit. Ein Menschheitsproblem im Wandel, Teil 2*. Verlag Deutsches Aussätzigenhilfswerk e. V., Würzburg 1986.

Das Buch, das diese drei Titel führt, ist ein Werk von 33 Autoren. Das garantiert beinahe dafür, daß kein Aspekt der Lepra vernachlässigt wurde. Vom jeweils kompetenten Autor sind auf diese Weise die Lepradarstellungen in Mesopotamien, der Bibel, Indien, China, Südamerika sowie auch die Ikonographie der Lepra im Mittelalter und ganz moderne Themen wie die heutige Immunologie der Lepra behandelt. Beiträge über die Lepraliteratur sowie Probleme, welche die Lepra den Entwicklungsländern stellt, kommen zur Sprache. Es handelt sich demnach nicht um ein rein medizinhistorisches Werk; die Gegenwartsbezüge sind keineswegs vernachlässigt.

Dennoch gewinnt man den Eindruck, daß die Lepra, global gesehen, etwa verglichen mit der Pest, ein überbewertetes Phänomen gewesen war. Lepra ist weder sehr ansteckend noch sehr tödlich, wie es andere Seuchen gewesen sind.

Alles in allem eine komplette Übersicht über die Lepra, wobei aber die grundsätzliche Frage unbeantwortet bleibt, ob die Lepra, die ehemals

diagnostiziert wurde, immer die Lepra im Sinne von Arnauer Hansen war, oder ob es sich um eine andere entstellende Hautkrankheit handelte, die den davon Behafteten in die Isolierung zwang. Denn körperliche Entstellungen wirken in jeder Gesellschaft marginalisierend. Antoinette Stettler

Markus Mattmüller, *Bevölkerungsgeschichte der Schweiz*, Teil I: Die frühe Neuzeit, 1500–1700, 2 Bände. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Helbing & Lichtenhahn, Basel 1987.

Es sei hier auf ein ausgezeichnetes Werk aufmerksam gemacht, das sich zwar in erster Linie an das historisch interessierte Publikum wendet. Aber dennoch ist es für den Medizinhistoriker von großem Interesse, galt doch die These, daß es die verheerenden Pestzüge gewesen seien, die das Bevölkerungswachstum hintanhielten. Aus dem Quellenmaterial von Kirchenbüchern u. a. geht der Autor und seine Mitarbeiter daran, die verschiedenen Pestzüge, welche die Schweiz zwischen 1500 und 1700 heimgesucht haben, zu untersuchen. Er kann nachweisen, daß durch Wanderungsbewegungen und verfrühte Nuptialität das Bevölkerungsvakuum, das nach einem Pestzug entstanden war, rasch wieder aufgefüllt wurde. Anhand vieler prägnanter Beispiele aus verschiedenen Landesregionen wird diese Entwicklung auf eindruckliche Weise dargestellt. Als Handbuch für die Bevölkerungsentwicklung wird Mattmüllers Buch, gerade auch, weil es so viele Irrtümer über die Pestzüge beseitigt, unentbehrlich sein.

Antoinette Stettler

Felix Platter, *Beschreibung der Stadt Basel 1610 und Pestbericht 1610/11*. Synoptische Edition mit Ausschnitten aus dem Vogelschauplan von Matthäus Merian d. Ä. (1615) und dem Stadtplan von Ludwig Löffel (1862). Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel herausgegeben und kommentiert von Valentin Lötscher. Basler Chroniken, Band 11. Schwabe Verlag, Basel/Stuttgart 1987. 632 Seiten mit 127 Abb. Fr. 148.–.

Der Herausgeber des Tagebuches des Basler Arztes Felix Platter (Schwabe Verlag, 1976), Dr. phil. Dr. med. h. c. Valentin Lötscher (1916–1984), hat es hier unternommen, drei weitere, zum Teil sehr schwer lesbare, deutsche Manuskripte Platters zu edieren, indem er den Text eigenhändig mit der Maschine schrieb und das Manuskript vor seinem Tod noch fertigstellen konnte. Eine umfassende Einleitung, in welcher der Herausgeber auf viele grundsätzliche Detailfragen eingeht (z. B. Genealogie, Demographie, Topo-

graphie, Epidemiologie sowie Geschichte der Pest in Basel) ist der eigentlichen Edition vorangestellt. Das Manuskript «Siben regierende Pestelenzen oder Sterbendt ze Basel» enthält Platters Erinnerungen an die früheren Pestepidemien, von welchen er fünf als Arzt miterlebt hatte. Er nennt die Toten, an die er sich erinnerte, und Lötscher kommentiert aufgrund seiner immensen Kenntnisse jeden Namen. Ebenso geht er in den beiden Haupttexten vor, der Stadtbeschreibung 1610 (auf der linken Buchseite) und dem Pestbericht 1610/11 (auf der rechten Buchseite). Die Stadtbeschreibung ist nach Quartieren und Straßen geordnet, wobei jedes Haus mit dem Namen der Liegenschaft sowie dessen Besitzer oder Bewohner erwähnt wird. Dazu erfaßt Platter viele Gäßlein, Brunnen, Befestigungen usw. Die Stadtbeschreibung diente als Vorlage für den Pestbericht, in welchem Platter von Haus zu Haus die Gestorbenen und Genesenen aufführt, die Lötscher in seinem Kommentar weitgehend identifizieren kann. So schuf Platter die erste Statistik einer Pestepidemie, wobei er allerdings die Gesundgebliebenen nicht erfaßt. Zur Illustration von Platters Bericht wird vom Herausgeber der Vogelschauplan des Matthäus Merian (1615) herangezogen. Es wird auch versucht, anhand des Stadtplans von Ludwig Löffel (1862) die heute noch geltende Numerierung der Häuser ersichtlich zu machen. Bei vielen Liegenschaften wird der «heutige Besitzer» angegeben. «Heute» ist aber hier 1978, und der seitherige Wechsel des Besitzers konnte natürlich nicht mehr berücksichtigt werden, was aber das Werk in seinem Wert nicht beeinträchtigt. Bei den Straßennamen finden wir sowohl Platters Bezeichnung wie auch die heute geltenden Namen. Indices erleichtern die Orientierung. In eine Tasche des Buches eingelegt ist ein Planheft mit je 20 Ausschnitten aus dem Plan von Merian und demjenigen von Löffel. Nach dem Tode des Herausgebers hat sich die Witwe, Frau Madeleine Lötscher-Jaeger, die schon immer das Werk ihres Mannes mit großem Interesse begleitet hatte, um die Fertigstellung der Pläne und um die hervorragende Bebilderung, die zahlreiche alte Gebäude zeigt, sehr verdient gemacht. Ein umfangreiches Personenregister schließt das Werk ab.

Am Beispiel der Stadt Basel zeigt dieses Buch, wie einschneidend eine Pestepidemie, die fast ein Drittel der damaligen Bevölkerung dahinraffte, in das Leben des Gemeinwesens und seiner Familien eingegriffen hat (vgl. Platters Verzeichnis der verstorbenen Eheleute, 165 Paare, S. 546 ff.). Viele Details, wie z. B. die Berufsbezeichnungen, sind für Demographen und Sozialhistoriker höchst interessant. Man kann das Buch allen empfehlen, die sich für die Geschichte der Pest wie auch für die Basler Altstadt interessieren.

Darüber hinaus ist es in Wort und Bild eine Momentaufnahme einer Stadt und ihrer Bevölkerung um 1610. M.-L. Portmann

Marianne Engesser, *Der «Liber Servitoris» des Abulkasis (936–1013)*. Übersetzung, Kommentar und Nachdruck der Textfassung von 1471 (= Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, 37). In Kommission: Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart 1986. 270 + 121 (Repros) Seiten, 6 Abb.

Ingrid Klimaschewski-Bock, *Die «Distinctio sexta» des Antidotarium Mesuë in der Druckfassung Venedig 1561 (Sirupe und Robub)*. Übersetzung, Kommentar und Nachdruck der Textfassung von 1561 (= Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, 40). In Kommission: Deutscher Apotheker Verlag; Stuttgart 1987. 326 + 41 (Repros) Seiten.

Daß die Leistungen der islamischen Medizin sehr wohl auch ohne Kenntnis der arabischen Sprache beurteilt werden können, beweisen die Studien von Marianne Engesser und Ingrid Klimaschewski-Bock. Die erstere übersetzte und kommentierte eine in sich geschlossene Schrift des Abulkasis, des «Liber Servitoris», die andere bearbeitete das für die Geschichte der Arzneiformen so bedeutsame Kapitel über Sirupe und Robub aus dem «Antidotarium» des Pseudo-Mesuë. Beide Themen wurden unter der Leitung von Prof. Rudolf Schmitz, Marburg, bearbeitet, was die wissenschaftliche Qualität garantiert.

Das «Liber Servitoris» (etwa: «Buch des Dieners», des «Arztgehilfen») ist ein Teil aus dem umfangreichen enzyklopädischen Werk «at-Taşrif des Arztes und Pharmazeuten Abulkasis, dessen Lebensdaten heute mit ca. 936 bis 1013 wohl am besten erfaßt sind. Das «Liber Servitoris» befaßt sich mit Heilmittelherstellung und Arzneiformung, dazu mit pharmakographischen Details, alles Material, das ein Urteil über den Stand der Pharmazie in der islamischen Medizin des 10. Jahrhunderts ermöglicht. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts wurde das Werk ins Lateinische übersetzt – der Erstdruck erfolgte 1471 in Venedig. Marianne Engesser hat diese Edition im Reproverfahren in ihrer Arbeit abdrucken lassen. Zusätzlich zur kritisch kommentierten deutschen (eigenen) Übersetzung stellt die Autorin das Werk in vorbildlicher Weise im gesamten historisch-philologischen Bereich vor. Eine Bibliographie der lateinischen Handschriften, der lateinischen Drucke und der verarbeiteten Literatur sowie ein Sachregister schließen das Werk ab.

*

Die Haltbarkeit von Heilmitteln durch hohe Zuckerkonzentration verbessert zu haben geht auf das Konto der arabischen Pharmazeuten, vielleicht über Gondischapur, – in Ahwaz gab es schon im frühen Mittelalter eine Zuckerfabrik! Jedenfalls führte dies zu der spezifisch arabischen Arzneiform der Sirupe und der – allerdings weniger haltbaren – eingekochten Fruchtsäfte (Robub). Ein sehr breites Spektrum von Sirupen und Robub entstand; es fand seinen Niederschlag (u. a.) in einem großen Kapitel (◀Distinctio sexta) des Antidotarium Mesuë.

Ingrid Klimaschewski-Bock behandelt zuerst die Geschichte des Werkes, des angeblichen Autors sowie die starke Verbreitung durch Drucke (Ed. princeps: 1471, und 41 weitere), die für die Entwicklungsgeschichte der Arzneiformen durch spätere Kommentatoren (Christophorus, Sylvius, Manardus) von besonderer Bedeutung sind. Gerade eine Ausgabe mit den Kommentaren der genannten Autoren, die von Venedig 1651, besitzt die Universitätsbibliothek Marburg, was die Arbeit von Frau Klimaschewski-Bock sehr erleichterte. Nun liegt also zum ersten Male ein wichtiges Kapitel des Mesuë-Antidotarium in deutscher Fassung vor; dafür kann man der Übersetzerin nicht dankbar genug sein. Der Text wird mittels eines kritischen Anmerkungsapparates erschlossen. Der Einbezug der Kommentatoren macht die fortschrittliche Entwicklung der Arzneimittellehre (Ausweitung des Indikationsgebietes, Synonymen-Bereicherung, Begriffsdefinitionen usw.) gut sichtbar. Selbstverständlich auch hier die notwendigen bibliographischen Übersichte und Register. Zum eindrucksvollen Verzeichnis der Handschriften eine winzige Korrektur: Die Basler Hs. D I 11 hätte nach Scarpatetti (Nr. 704) verzeichnet werden sollen; dann wäre «ca. 1330» (Verfasser-Datum!) nicht stehen geblieben. Willem F. Daems

Irene Fellmann, *Das Aqrābādīn al-Qalānisī*. Quellenkritische und begriffsanalytische Untersuchungen zur arabisch-pharmazeutischen Literatur (= Beiruter Texte und Studien, 35). In Kommission: Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1986. 334 Seiten.

Immer mehr Wissenschaftshistoriker lernen Arabisch, und folglich erscheinen vermehrt Studien, Editionen und Übersetzungen von medizin- und pharmaziehistorischen Texten der islamischen Periode der Medizin. Irene Fellmann untersuchte das ‘Aqrabadin’ (Grabadin) des al-Qalanisi (1194) aus Samarkand, ein «Dispensatorium», das wegen seiner umfassenden Darstellung der Arzneiformen und Herstellungsverfahren für Composita für die Pharmazie- und Medizingeschichte wichtig ist. In einer kritischen

Analyse hat Irene Fellmann den Stoff bearbeitet. Im ersten Teil ihrer Arbeit geht die Autorin ausführlich auf sämtliche wissenschaftsgeschichtlichen Aspekte ein: die Handschriften und ihre Filiation; Quellenanalyse; Überlieferung; Kompilationstechnik; terminologische Probleme; Glossare usw.

Mit einer umfangreichen Bibliographie und Verzeichnissen der Personennamen (arabisch, lateinisch-griechisch) und der Arzneiformen und Composita (arabisch, deutsch) schließt das vortrefflich durchgearbeitete Werk ab. Es ist für alle wissenschaftshistorisch interessierten Leser, Ärzte und Apotheker selbstverständlich eingeschlossen, ein wichtiges Studienwerk!

Willem F. Daems

Theophrast von Hohenheim genannt Paracelsus, *Theologische und religionsphilosophische Schriften, Band III: Dogmatische und polemische Einzelschriften*. Bearbeitet von Kurt Goldammer. Franz Steiner Verlag, Wiesbaden/Stuttgart 1986. LIV + 299 Seiten.

Nicht einmal alle Paracelsus-Freunde – ob Ärzte oder Laien – wissen, daß Paracelsus als Lientheologe mindestens so hoch einzuschätzen ist wie als Reformator der Heilkunde; daß seine theologischen Schriften kaum weniger umfangreich sind als die in 14 Bänden der Sudhoff-Ausgabe (Abt. I) erfaßten medizinischen und naturwissenschaftlichen Texte; daß von den auf 12 Bänden veranlagten Ausgabe der «theologischen und religionsphilosophischen Schriften» bereits der sechste Band (1986) vorliegt!

Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg machten renommierte Paracelsus-Forscher sich an die Arbeit. Unter der Leitung des Marburger Theologie-Professors Kurt Goldammer konnte 1955 der erste Band (die Nr.4 der Gesamtausgabe) erscheinen; es folgten Bd.5 1957, Bd.6 1959, Bd.7 1961, Bd.2 1965 und nun, 1986, Bd.3. «Dieser Band» – so der Bearbeiter und Herausgeber in seinem Vorwort – «hat in der philologisch-kritischen Aufbereitung seiner Texte eine über ein ganzes Menschenalter sich erstreckende Entstehungsgeschichte und hat damit nahezu die gesamte Arbeit an den ungedruckten handschriftlichen Quellen der Paracelsischen Theologica seit dem zweiten Weltkrieg begleitet». Im Vorwort dankt Goldammer allen Mitarbeitern, die ihm bei der Edition zur Seite standen. Diese Edition erfolgte nach 60 Handschriften, inklusive 6 neu entdeckten, die von Hartmut Rudolph beschrieben wurden. Die Texte sind in acht Kapiteln eingeteilt, jeweils der dazugehörigen ausführlichen Einleitung und mit einem hervorragenden wissenschaftlichen Apparat. Die Texte gehören zu den schwierigsten des ganzen Corpus, sind sie doch oft scharf polemisch und

äußerst kritisch von Paracelsus verfaßt. Er macht – wie er dies auch im Bereich der Medizin tut – aus seinem Herzen keine Mördergrube, tadelt das Papsttum, die römisch-katholische Kirche, die Abgötterei, aber auch durch die Reformation entstandene neukirchliche Gruppierungen. Wie bei seinen medizinischen Reformbestrebungen macht er sich auf dem theologischen Gebiet selbstverständlich auch viele Feinde. Aber – so sagte er in seiner Abhandlung «De secretis secretorum theologiae» –: «... dieweil ich bin ein creatur gottes, erlöset mit seinem blut, damit gespeiset und getrinkt in die neu gepurt, hat mich das für gnug angesehen ein vollmächtiger christ zu sein». Und wenn man ihn denn schon einen Laien und Bauer schimpft, der über theologische Fragen zu schweigen habe, so sei er der Meinung, «daß im laien, in dem gemeinen mann, im paurn (...) die volkommenheit christlichs seligs lebens am mehresten wohnt, bei den andern gar nichts». Ein ungemein wichtiges und reichhaltiges Werk hat uns Kurt Goldammer vorgelegt. Möge es ihm vergönnt sein, noch lange Jahre an weiteren Bänden zu arbeiten!

Willem F. Daems

Christoph Mörgeli, *Dr. med. Johannes Hegetschweiler (1789–1839). Opfer des 'Züriputschs'. Wissenschaftler und Staatsmann zwischen alter und moderner Schweiz*. Juris Druck + Verlag, Zürich 1986. 222 p., 1 Abb.

Die Geschichte der schweizerischen Regeneration ist in wesentlichen Aspekten noch wenig erforscht. Prosopographische und biographische Untersuchungen über die führenden Liberalen, die im Jahrzehnt nach 1830 ein umfassendes Modernisierungsprogramm propagierten und gegen starke Widerstände durchsetzten, fehlen weitgehend. Darum füllt die Dissertation von C. Mörgeli über den Zürcher Regierungsrat Johannes Hegetschweiler eine Lücke. Sie vermittelt in zwanzig Kapiteln eine detailreiche Biographie des Arztes, der vom Ustertag 1830 bis zu seinem gewaltsamen Tod im Zürichputsch von 1839 im Kanton Zürich eine wichtige politische Rolle spielte.

Johannes Hegetschweiler war der Sohn eines vermögenden Chirurges aus der Zürcher Landschaft, entstammte also der dörflichen Oberschicht. Er besuchte die Kantonsschule Aarau, studierte am Medizinisch-chirurgischen Institut in Zürich, promovierte in Tübingen zum Doktor der Medizin und übernahm 1814 in Stäfa eine Praxis. Hegetschweiler war Freimaurer, Mitglied der medizinisch-chirurgischen Kantonalgesellschaft, der Naturforschenden Gesellschaft, der Lesegesellschaft Stäfa, der Helvetischen Gesellschaft. Politisch bekannt wurde er als Redner am Ustertag von 1830. Nach

der Verfassungsrevision wurde er Tagsatzungsabgeordneter und Regierungsrat. Hegetschweiler war an vielen wichtigen Gesetzgebungsvorhaben der dreißiger Jahre beteiligt; besonders großen Einfluß nahm er auf die Neuordnung des Gesundheitswesens (Medizinalgesetzgebung, Gründung und Aufbau der Medizinischen Fakultät, Planung und Bau des Kantonsspitals). 1837 begann Hegetschweiler sich von der liberalen Partei abzuwenden und konservative Positionen zu vertreten.

Soziale Herkunft, Bildung, berufliche Stellung, Laufbahn im Staatsdienst, auch seine politische Neuorientierung, all dies sind typische Merkmale im Lebenslauf eines liberalen Regenerationpolitikers, der Generation, zu der Hegetschweiler gehörte. Mörgelis Arbeit beruht auf umsichtiger und sorgfältiger Auswertung umfangreichen Quellenmaterials. Wertvoll sind neben den Kapiteln über Hegetschweilers politische Tätigkeit auch die Abschnitte über seine naturwissenschaftlichen Interessen und Arbeiten. Nicht immer klar ist, ob der Verfasser über einen durchdachten, kohärenten Interpretationsrahmen verfügt. Hinweise auf diesen Mangel sind einige als Urteile formulierte, wenig reflektierte Einzelinterpretationen. M. Schaffner

Detlef Berthelsen, *Alltag bei Familie Freud. Die Erinnerungen der Paula Fichtl*. Hoffmann & Campe, 1987. 207 Seiten; zahlreiche Abbildungen. Ein höchst bemerkenswertes Buch. Der Titel klingt allzusehr nach Hintertreppenklatsch, das Buch bringt aber viel wertvolleres Material. Es würdigt die Lebensgeschichte des österreichischen Dienstmädchens Paula Fichtl, die als Nichtjüdin in schlichter Treue der Familie Freud ins Exil nach London folgte und dort nach Freuds Tod weiterhin als Haushälterin in der Familie blieb, bis nach dem Tod von Anna Freud der Haushalt aufgelöst und das Haus in eine Art Museum umgewandelt wurde. Weil sie kein echter Flüchtling und nach dem Anschluß Österreichs ja quasi «Deutsche» war, wurde sie im Frühling 1940 sogar als «enemy alien» auf der Isle of Man einige Monate interniert. Der Verfasser, der Freud selbst nicht mehr erlebt hatte, kam 1979 als Journalist zu einem Interview mit Anna Freud ins Haus und fand dann die Gespräche mit deren Haushälterin aufschlußreich. Er konnte über Jahre hinaus über 80 Stunden Tonbandaufnahmen machen, aber auch rund 20 Personen des Freudkreises befragen und eine große Zahl von Briefen und Karten verwerten, die z. T. von Berühmtheiten der Psychoanalyse stammten. Dazu kamen knappe Tagebuchaufzeichnungen der Paula Fichtl, z. B. solche über ihren Besuch in New York, wohin sie 1955 vom Ehepaar Schmiderer eingeladen wurde und u. a. bei Eissler zu Gast war. Erfreulich

empfinden wir, daß hier auch einmal die achtunggebietende und sympathische Mater familias zur Geltung kommt (Tagebuch: «meine liebe gute Frau Professor ist tod, einer meiner schwersten Tage meines Leben. Sie war die liebe und güte selbst, niemand kann sie ersetzen»). Das Buch ist mit warmer Anteilnahme und Respekt geschrieben, wobei dem Verfasser gelungen ist, aus vielen Mosaiksteinchen eine fugenlose Erzählung zu gestalten. Wer mit der Ideengeschichte der Psychoanalyse einigermaßen vertraut ist und sich auch für die leibhaftigen Träger dieser Ideen interessiert, findet hier neben den großen Biographien von Ernest Jones und Max Schur eine kostbare Ergänzung und Bereicherung. Carl Haffter

Fritz Krafft (Herausgeber), *Große Naturwissenschaftler*. Biographisches Lexikon. Mit einer Bibliographie zur Geschichte der Naturwissenschaften. Zweite, neubearbeitete und erweiterte Auflage. VDI Verlag, Düsseldorf 1986. 456 Seiten.

Das vorzügliche Buch hat nichts zu tun mit dem ähnlich lautenden Titel «Große Naturforscher», welches Philipp Lenard 1929 herausgab, aber als Verfechter einer «deutschen Physik» Einstein und die Relativitätstheorie schlechtweg unterschlug. Das heute vorliegende Werk ist von Krafft zusammen mit 9 andern Gelehrten aus Deutschland in vorbildlicher Weise gestaltet worden. Es gibt von jedem Forscher kurze biographische Daten und eine knappe Darstellung seiner wissenschaftlichen Leistungen. Das Literaturverzeichnis umfaßt 66 Seiten. Neben den über 350 Persönlichkeiten, denen selbständige Artikel gewidmet sind, werden zahlreiche andere wenigstens mit ihren Lebensdaten aufgeführt, wie z. B. Lise Meitner als Mitarbeiterin von Hahn. Zur Auswahl wäre aus Schweizer Sicht zu bemängeln, daß Horace-Benedict de Saussure und Auguste Forel fehlen, sowie die beiden Nobelpreisträger W. R. Hess und Paul Karrer. Carl Haffter

R. Kanigel, *Apprentice to Genius. The Making of a Scientific Dynasty*. Macmillan Publishing Company, New York 1986. 271 Seiten.

Der eigentliche Gegenstand dieses Buches ist das moderne Meister-Schüler-Verhältnis in der biomedizinischen Forschung. Es wird dargestellt an der amerikanischen Forscherdynastie Brodie-Axelrod-Snyder-Pert. Alle vier Helden dieses Buches sowie auch Brodies Mentoren George Wallace und James Shannon erfahren eine ausführliche Darstellung. Bernard B. Brodie hat die moderne Pharmakologie durch Einführung der biochemischen Betrachtungsweise revolutioniert, das Gebiet des Arzneimittel-Stoffwech-

sels auf moderne Grundlagen gestellt und zu praktischer Bedeutung geführt und schließlich noch der Neuro- und Psychopharmakologie und der Toxikologie wesentliche Impulse gegeben. Sein Schüler Julius Axelrod hat an diesen Arbeiten partizipiert und – selbständig geworden – bahnbrechende Entdeckungen auf dem Gebiet der Biochemie der Synapse gemacht, welche ihm 1970 den Nobelpreis eingebracht haben. Axelrod-Schüler Solomon Snyder hat zusammen mit seiner Schülerin Candace Pert den Opiat-Rezeptor entdeckt und damit einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis pharmakologischer Wirkungen auf molekularem Niveau geleistet. Das zentrale Anliegen des Autors liegt bei der Dynamik einer solchen Mentorenkette, beim Verhältnis der Meister zu ihren Schülern, die wiederum Meister werden und ihre Schüler zu Forschern machen. Der Meister ist auf seine Schüler als Ausführende und Werkzeuge seiner Ideen angewiesen, wie auch der Schüler auf den Meister als Lehrer, Steigbügelhalter und Starter für seine Karriere als Forscher angewiesen ist. Die Symbiose scheint perfekt, doch wieviel Respekt, Bewunderung und Dankbarkeit wie auch Ablehnung, Neid, Mißgunst und andere Emotionen fließen in diese Dynamik ein! In einer solchen Mentorenkette werden zwar Wissen, Methoden und Ideen weitergegeben, das Eigentliche jedoch ist der Stil der Forschung, die Gewichtung von Problemen und die Art, sie anzugehen. Darin sind sich Brodie, Axelrod, Snyder und Pert erstaunlich ähnlich.

Der Autor, ein «Science Writer», läßt den Leser hautnah teilnehmen am Leben in den Forschungslabors seiner vier Helden, an den begeisternden Höhepunkten wie an wenig schmeichelhaftem Allzumenschlichem. Er schreibt kein wissenschaftliches Buch, sondern ein journalistisches. Es ist bisweilen salopp im Stil und bewegt sich bis zum Klatsch. Doch liest es sich wie ein Roman, selbst wo es repetitiv ist, und dürfte auch den Nicht-Wissenschaftler fesseln. Vor allem aber ist es erstaunlich gut recherchiert. Die Darstellung von Brodie finde ich als einer seiner langjährigen Mitarbeiter treffend und frei von Fehlern, so daß dasselbe wohl auch für die übrigen Dargestellten gilt. Einzig in wissenschafts-historischen Zusammenhängen wird Inkompetenz offenkundig. So ist etwa die Neuropharmakologie nicht in der Mitte dieses Jahrhunderts entstanden, sondern beruht auf den durch bedeutende Forscher um 1900 gelegten Fundamenten. Schließlich hätte bei der ausführlichen und plastischen Schilderung berühmter Persönlichkeiten eine Anzahl Abbildungen das Buch entscheidend bereichert.

Neben biographischem und dem Meister-Schüler-Thema enthält das Buch ein Stück moderne Medizingeschichte, so etwa das Malariaprojekt zum

Schutz der amerikanischen Truppen im Pazifik während des Zweiten Weltkriegs, die Expansion der biomedizinischen Forschung nach dem Krieg (exemplifiziert an den National Institutes of Health) und schließlich die erregenden Neuerungen in Pharmakologie und Neurobiochemie. Entwicklungen also, die wohl erst zu einem späteren Zeitpunkt von Medizinhistorikern kritisch analysiert werden können.

M. H. Bickel

H. Bocker und H. Thrum, *Antibiotika – woher, wofür?* Urania Verlag, Leipzig/Jena/Berlin 1987. 144 Seiten, 45 Abb., 3 Tab.

Dieses aus der DDR stammende Buch ist eine Basisinformation über Antibiotika. Mangels eines Vorworts läßt sich das Zielpublikum nur aus dem Serientitel «Wir und die Natur» erahnen. In einem ersten Kapitel wird einmal mehr die Geschichte des Penicillins dargestellt. Daß dabei Florey und Chain nicht erwähnt und der Nobelpreis an «Fleming und den Oxford-Kreis» verliehen wurde, ist unverzeihlich. Dafür erfahren die zahlreichen Versuche und Ergebnisse zur Antibiose aus den Jahrzehnten vor Fleming eine Darstellung, die häufig vermißt wird. Die folgenden Kapitel gelten der Beschreibung der einzelnen Klassen und Hauptvertreter der Antibiotika. Sie sind auf dem neuesten Stand gehalten und durch übersichtliche Schemata ergänzt. Leider enthalten sie zuviel Chemie und mikrobiologische Fachausdrücke, die den Laien verdrießen und dem Mediziner oder Biologen wenig bringen. Bei aller sachlichen Korrektheit sind hier auch auffällige Lücken vorhanden. So dürfte Chloramphenicol nicht ohne seine gefürchteten Nebenwirkungen beschrieben werden, und ein Kapitel über Tuberkulose-therapie ohne Erwähnung von Isoniazid und anderer nicht aus Mikroorganismen gewonnener Mittel gibt ein falsches Bild. Der Medizinhistoriker findet in diesen Kapiteln Information und Daten zur Entwicklung und Einführung einzelner Antibiotika, die er in Lehrbüchern vermißt. Die letzten Kapitel schließlich enthalten eine wertvolle Diskussion der biologischen Bedeutung der Antibiotika für die sie produzierenden Mikroorganismen, ein Kapitel über die großtechnische Gewinnung von Antibiotika und ihre Probleme sowie eine sachliche Darstellung und Diskussion des Einsatzes von Antibiotika in der landwirtschaftlichen Tierproduktion. Alles in allem eine klar gegliederte Darstellung von hohem Informationsgehalt. Sie ist deshalb auch für Fachleute lesenswert, welche allerdings ein Register vermissen werden.

M. H. Bickel

Les savants genevois dans l'Europe intellectuelle du XVII^e au milieu du XIX^e siècle. Edité par Jacques Tremblay. Editions du Journal de Genève, 1987. 468 p.

L'Association pour le Musée d'histoire des sciences de Genève vise à préserver, par divers moyens, la mémoire du rôle primordial joué par des Genevois dans les sciences. Le présent livre s'inscrit dans cette perspective et vient utilement remplacer des livres et des opuscules anciens, ayant le même thème et qui parurent au moment du Centenaire de l'entrée de Genève dans la Confédération et des Fêtes de son bimillénaire de 1942.

Deux excellents articles introductifs sont signés, l'un par Jean Starobinski (L'essor de la science genevoise), l'autre par Jacques Roger (L'Europe savante de 1700 à 1850). Les chapitres qui suivent et qui portent successivement sur l'astronomie, les mathématiques, la physique, la chimie, la géologie, la zoologie et la botanique ont été rédigés par des praticiens de ces diverses disciplines – professeurs à l'Université de Genève pour la plupart – et non pas par des historiens. On y trouve en conséquence du bon, du moins bon et un nombre inhabituel d'erreurs et d'approximations. Parmi certaines qui se sont pas vénielles, citons le fait que l'auteur du chapitre «Zoologie» semble ignorer qu'en plus de ses travaux avec J.-B. Dumas, J.-L. Prevost (1790–1850) a poursuivi des recherches à Genève sa vie durant (p. 309); et, dans la biographie d'Edouard Claparède (1832–1871), l'auteur confond Jean Müller (1828–1896), le botaniste genevois, avec Johannes Müller (1801–1858), le physiologiste allemand, avec lequel Claparède collabora (p. 392).

Malgré ces imperfections, l'ouvrage – qui est généreusement illustré mais passablement onéreux – plaira à un public non spécialisé, féru d'histoire événementielle, et à ceux, plus rares, qui ont la nostalgie d'une Genève enfermée dans ses fortifications d'antan. Jean Jacques Dreifuss

Œuvres de Lavoisier: *Correspondance, Fascicule IV (1784–1786)*. Ouvrage publié sous les auspices du Comité Lavoisier de l'Académie des Sciences. Ed. Belin, Paris 1986. 350 p.

Ce beau livre, présenté par Alain Horeau et Michelle Goupil, constitue un événement attendu de tous les historiens des sciences. En effet, c'est après vingt-deux ans d'interruption que l'Académie a enfin pu reprendre l'édition de la correspondance du fameux chimiste, dont les premiers tomes avaient été publiés dès 1955. Ils faisaient suite aux six volumes des *Œuvres* de Lavoisier et ils avaient été édités grâce à la ténacité de René Fric, qui en avait assuré seul la responsabilité. Depuis six ans déjà, l'Académie des sciences

avait repris cette publication, en mettant sur pied un comité d'organisation et une solide équipe spécialisée en histoire des sciences, à même d'atteindre le niveau scientifique actuellement exigé d'une telle publication.

Le résultat qu'on nous livre aujourd'hui répond pleinement à cette espérance. L'option de base a été d'être aussi complet que possible et donc de publier toutes les lettres retrouvées jusqu'à ce jour – écrites par Lavoisier ou reçues par lui – durant les années 1784, 1785 et 1786. Ce but n'a pas pu être totalement atteint, mais il explique la présence dans l'ouvrage de nombreuses lettres ou documents qui, parfois, peuvent sembler d'un intérêt mineur. Or, on constate vite au contraire – à la lecture chronologique de ces missives – que la confrontation des lettres de nombre de personnages illustres, ou simplement célèbres, avec celles de tel modeste artisan ou même tel parfait inconnu auteur d'un billet pittoresque, nous donne – par la juxtaposition même d'éléments si variés – une mosaïque extrêmement attrayante. Il se dégage donc de cet ensemble, à première vue hétéroclite, un portrait de Lavoisier aussi vivant qu'original, car l'on voit ainsi, tour à tour, défiler sous nos yeux la nature de ses relations, la variété de ses préoccupations et, surtout, l'exact reflet d'une prodigieuse et inlassable activité dans des domaines aussi différents que la chimie, la physiologie ou la politique.

Ce volume, qui se lit donc très agréablement, reste cependant un ouvrage de grande érudition, imprimé avec soin et enrichi de très nombreuses notes infrapaginales, d'annexes aussi riches qu'intéressantes, d'une table des lettres et des figures, ainsi que d'un index des personnes citées.

Roger Mayer

Réjane Bernier, *Aux sources de la biologie*. Tome II. Ed. Orbis Publishing, Québec 1986. 420 p.

Ce volume est le deuxième tome d'un ouvrage paru en 1975 déjà, consacré au même sujet, et dont les deux parties s'intitulaient «Les vingt premiers siècles» et «La classification». Le volume actuel, également divisé en deux parties, n'a pas l'ambition d'être – de l'aveu même de l'auteur – une histoire exhaustive ni même un traité de méthodologie ou d'épistémologie de la biologie. Il se veut surtout complémentaire aux études historiques, car il a comme but essentiel de présenter au lecteur les sources mêmes de cette science, par un choix des textes majeurs qui ont marqué l'histoire de la biologie du XVI^e au XX^e siècle et qui, souvent, sont devenus aujourd'hui d'un accès difficile.

C'est ainsi que Réjane Bernier nous présente, dans la première partie,

intitulée *Les théories de la reproduction après la Renaissance*, un très remarquable choix de textes d'auteurs marquants, parmi lesquels nous citerons van Helmont, Fabricius d'Acquapendente, Harvey, Malpighi, Leibniz, Bonnet, Buffon, Réaumur, Erasmus, Darwin et Lamarck. Dans la seconde partie, *Cytologie et génétique*, c'est au tour d'extraits significatifs de Hooke, Schwann, Virchow, Mendel, Flemming et van Beneden – entre autres – d'être reproduits et mis en valeur.

Tous ces textes, judicieusement choisis, sont présentés en traduction française (les œuvres originales ayant été rédigées en latin, allemand, anglais et italien!) et ils sont précédés d'un commentaire concis, mais cependant complet et toujours pertinent. Il en résulte, pour la première partie, un panorama de toutes les grandes disciplines biologiques que sont la systématique, l'anatomie, l'embryologie et la paléontologie. Quant à l'étude de la cellule – qui paraît à première vue bien éloignée des grandes synthèses précédentes – elle constitue de fait un complément essentiel, qui vient étayer la théorie évolutionniste, car la génétique est devenue, au XX^e siècle, une composante inséparable de la biologie. Notons, enfin, que cet ouvrage est complété d'une importante bibliographie – mentionnant en particulier la liste précise, avec références, de toutes les sources des textes cités – d'une bibliographie générale, d'un index onomastique et d'un index analytique des thèmes étudiés.

Roger Mayer

Helge Kragh, *An Introduction to the Historiography of Science*. Cambridge University Press, Cambridge 1987. viii + 235 p.

Mit dem Buch hat H. Kragh eine leicht lesbare Einführung in die «Grundlagen der Wissenschaftsgeschichte» geschrieben. Nicht nur der Student, sondern auch der Fachmann so gut wie der informierte Laie werden von dem Text profitieren können. Die für ein Verständnis der Geschichte der Wissenschaft notwendigen Grundbegriffe werden definiert, erläutert und aufgrund von sorgfältig aus dem Gesamtbereich der Naturwissenschaften ausgewählten Beispielen exemplifiziert. Allerdings betont die Autorin schon im Vorwort, daß dabei die Wissenschaft vor dem Jahre 1500 nur sporadisch Erwähnung findet.

Als ein besonderer Vorteil dieses einführenden Textes darf seine gelegentlich fast schon gezwungen wirkende Ausgewogenheit angesehen werden. Dies enthebt die Darstellung von gegenwärtig das Fach dominierenden Modeströmungen, ohne daß dabei moderne Diskussionen, auch von philosophischer Seite angeregt, zu kurz kämen. Interessant sind in diesem Zusam-

menhang mehrere Punkte, etwa die trotz aller Kritik in gewisser Hinsicht als berechtigt eingestufte anachronische Geschichtsschreibung, oder die Vorbehalte, die Kragh gegenüber der biographischen Methode erhebt. Besonderes Interesse mag das letzte Kapitel wecken: es behandelt neuere Versuche einer quantitativen Analyse der Wissenschaftsgeschichte, was im Trend der Zeit zu liegen scheint. Ungeachtet des Anspruchs solcher Methoden auf einen hohen empirischen Gehalt macht die Autorin auch in diesem Zusammenhang auf die Bedingtheit jeder Forschung, besonders auch der Geschichtsforschung, aufmerksam.

Zur Pflichtlektüre sollte das Buch jeder Wissenschaftler machen, der selbst historische Interessen verfolgt. Obwohl sie Erwähnung findet, mag die Ideengeschichte etwas zu kurz gekommen sein. Gerade aus der Sicht der Wissenschaft selbst kann die Geschichte der Ideen viel zum Verständnis auch zeitgenössischer Kontroversen beitragen. Andererseits spricht das Buch eine heilsame Warnung aus an jenen Wissenschaftler, der eine Geschichte seines Spezialgebietes schreibt und sich selbst dabei eine mehr oder weniger tragende Rolle beimißt. Wie schwierig, ja geradezu fragwürdig ein solches Unterfangen aus der Sicht des professionellen Historikers erscheinen muß, kann kaum genug betont werden.

O. Rieppel

Helmut Karl Reusch, *Zur Geschichte der Lebensmittelüberwachung im Großherzogtum Baden und seinen Nachfolgeterritorien (1806–1954)*. Selbstverlag Helmut Karl Reusch, Karlsruhe 1986. 472 Seiten, 9 Fotos. DM 49,-. Die vorliegende Untersuchung zur Geschichte der Lebensmittelüberwachung im 19. und 20. Jahrhundert stützt sich im wesentlichen auf Quellenmaterialien aus badischen Stadt- und Staatsarchiven als auch dem Bundesarchiv Koblenz. Das Buch beschäftigt sich mit den Aufgaben der Lebensmittelüberwachung, der Lebensmittelgesetzgebung, der Organisation der Lebensmittelüberwachung in Baden und der Nahrungsmittelchemikerausbildung.

Zur Abhandlung kommen u. a. Lebensmittelfälschungen im 19. Jahrhundert, Aufgabenwandel an den Untersuchungsanstalten im 20. Jahrhundert, Rechtsgrundlagen im 19. Jahrhundert, Nahrungsmittelgesetz 1879, Lebensmittelgesetz 1927, Durchführungsvorschriften 1934, Lebensmittelgesetznovelle 1958, Sachverständige vor 1894, Nahrungsmittelchemikerausbildungsverordnung vor 1894, Lebensmittelchemikergesetz, das Institut für Lebensmittelchemie an der Universität Tübingen sowie lebensmittelchemische Lehrveranstaltungen.

Damit enthält die Arbeit eine willkommene Fülle an originärem Wissensgut, das der Grundlagenforschung dieses bislang wenig bearbeiteten Spezialgebietes dient, indessen nur der Fachmann näher zu schätzen und zu würdigen weiß. Gedacht sei der Tatsache, daß die Lebensmittelüberwachung praktisch sowie sachlich aus der Pharmazie hervorging und durch pharmazeutisches Gedankengut beeinflußt wurde. Es handelt sich hier um ein Feld, das von Pharmazeuten urbar gemacht und lange Zeit bestellt wurde, indessen später Eigenständigkeit erlangte. Im Hinblick auf die geographisch benachbarte Lage Badens gilt es das Werk den Interessenten der Schweizer Pharmazie- und Naturwissenschaftsgeschichte anzuzeigen und zu empfehlen.

Die Schrift hat im Wintersemester 1985/86 dem Fachbereich Pharmazie und Lebensmittelchemie der Universität Marburg/Lahn als naturwissenschaftliche Dissertation des dortigen Instituts für Geschichte der Pharmazie (Prof. Dr. R. Schmitz) vorgelegen. Gottfried Schramm

Istituto di Storia della Medicina dell'Università di Padova: *Acta Medicae Historiae Patavina, Numero speciale in onore di Loris Premuda*, Vol. XXX, Suppl. Padova 1986. 200 Seiten.

Die vorliegende Sondernummer der «Acta Medicae Historiae Patavina» ist dem Wirken Prof. Loris Premudas, Padua, und seiner medizinhistorischen Schule gewidmet. In gleich 22 Beiträgen vermitteln italienische Autoren einen Blick in das breitgefächerte und oft spezielle Arbeitsgebiet der Medizin- und Wissenschaftsgeschichte und würdigen die Verdienste ihres Meisters (L. Bonuzzi: Loris Premuda. *Direttive di ricerca e intenzionalità didattica*).

Die bunte Vielfalt des dargebotenen Stoffes umfaßt Geschichtsstudien zur Anatomie, zur Augenheilkunde, zur Bäderkur, zur «Blut-Lehre», zur Chirurgie, zur Epidemiologie (Cholera), zur Kieferorthopädie, zum Krankenhauswesen, zur Psychologie und Psychiatrie, zur Sozialmedizin und Kriminologie ferner zur Paläopathologie und Paläomedizin nebst einem Beitrag zur Geschichte der Pflanzen-Codices u. a. m. Gottfried Schramm

Dieter Jetter, *Santiago, Toledo, Granada, drei spanische Kreuzhallenspitäler und ihr Nachhall in aller Welt*. Franz Steiner Verlag, Wiesbaden/Stuttgart 1987. 338 Seiten, 142 Abb. (Geschichte des Hospitals, Band 6).

Ein fleißiger und sorgfältiger Beitrag zur Geschichte des Hospitals und zugleich zur Architektur-, Bau- und Kunstgeschichte, der die souveräne

Kenntnis und langjährige umfassende Spezialisierung des Autors umfänglich deutlich werden läßt. Vor dem Hintergrund politischer und Religionsgeschichte verdeutlicht der Autor ein spezifisches Thema der Hospitalgeschichte, illustriert und erläutert durch 140 Abbildungen, in vorbildlicher Weise. Das Werk geht ins Detail, ohne vom Weg abzukommen, und erfreut durch eindrucksvolle Vergleiche und Entsprechungen. Ein beachtenswerter Fleiß und Scharfsinn stecken dahinter. Gottfried Schramm

Engelbert Kaempfer, *Phönix Persicus. Die Geschichte der Dattelpalme.*

Einleitung, Übersetzung aus dem Lateinischen und Bearbeitung von Wolfgang Muntschick. Basiliken-Presse, Marburg 1987. 227 Seiten.

Der vorliegende Band ist nicht das erste Werk, das W. Muntschick über den Arzt und Weltreisenden Engelbert Kaempfer (1651–1716) vorlegt. Im Jahre 1983 erschien bereits ein Reprint von Kaempfers «Flora Japonica» mit einem ausführlichen Kommentar des Herausgebers. Der lateinische Text der Schrift über die Dattelpalme ist zuerst vollständig in Kaempfers «Amoenitatum exoticarum politico-physico-mediciarum fasciculi V» als IV. Faszikel 1712 in Lemgo erschienen, wo Kaempfer sich nach seiner Reise als Arzt niedergelassen hatte. Da Kaempfer den Text, den er nach Muntschick wahrscheinlich schon 1686/87 in Persien abgefaßt hatte, bereits vor der Drucklegung aus der Hand gegeben hatte, existieren noch andere Versionen, teils in gedruckter (von M. B. Valentini in der *Historia simplicium reformata* 1716 abgedruckt), teils in handschriftlicher Form wie auch in einigen Seiten eines Probedruckes, der in endgültiger Form nie erschienen ist. Unklar bleibt, warum Kaempfer das Manuskript erst 19 Jahre nach seiner Rückkehr (1693) publiziert hat.

Im nördlichen Europa war die Kenntnis von der Dattelpalme recht gering. Noch 100 Jahre nach dem Erscheinen von Kaempfers Schrift war man sich über den Modus der Befruchtung nicht ganz im klaren, wie auch Kaempfer die Palmen zwar als diözische Pflanzen beschreibt, aber die Befruchtungsvorgänge nicht durchschaut hatte. Es gibt keine Anzeichen dafür, daß Kaempfer die Arbeit von Rudolf Jakob Camerarius über die Sexualität der Pflanzen von 1694 gekannt hat. Kaempfer erweist sich als ausgezeichneter Beobachter, der alle Lebensbereiche einbezog, in denen die Dattelpalme oder ihre Früchte eine Rolle spielten. Seine Schrift ist für die Kultur- und Sozialgeschichte des persischen Reiches in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts von größter Bedeutung.

Die vorliegende deutsche Bearbeitung ist vorbildlich gestaltet, der

Kommentar (S. 9–49) verrät die Sachkenntnis des Verfassers und seine Vertrautheit mit dem Text. Es ist zu begrüßen, daß die vielen von Kaempfer angeführten arabischen und persischen Bezeichnungen in die Anmerkungen aufgenommen und dort auch erläutert wurden.

Die Übersetzung liest sich sehr flüssig, sie erscheint mir jedoch öfters allzu frei zu sein. So ist von den Datteln als Husten- und Auswurfmittel gesagt, daß sie «absque inani concussione thoracis» wirken, was nicht heißt: «ohne jegliche Erschütterung des Brustkorbs», sondern: «ohne vergebliche (frustrane) Erschütterung...» heißen muß (S. 169). Auch wenn es sich so anzubieten scheint, sollte man von einem verschmutzten Wasser in diesem Zusammenhang nicht als «keimträchtig» sprechen; im lateinischen Text ist von der «seminalis materia» die Rede, «ex qua Dracunculi (der Medinawurm) ... innascuntur», gemeint, auch im Verständnis jener Zeit, ist «Samenmaterie» (S. 131). Ohne Not wird der Singular zum Plural gemacht (S. 132: *ulcus*). Der wissenschaftlich Interessierte wird gut daran tun, den lateinischen Text zu konsultieren. Entgegen der Behauptung auf S. 43 ist die Übersetzung nicht vollständig (vgl. auch S. 31), denn der Epilog, der geographische Notizen zur Golfregion enthält, fehlt (lat. Text in den «*Amoenitates*» S. 756–64). Es hätte wenig Mühe gemacht, auch diese Seiten noch zu übertragen, damit wäre das Werk wirklich vollständig übertragen worden. Die beigegefügte Widmung an einen Kommissar der Ostindischen Kompanie stammt aus der Ausgabe von Valentini, sie ist in den «*Amoenitates*» nicht enthalten.

Zuletzt sei eine Bemerkung zum Titel «*Phoenix Persicus*» angefügt, den Kaempfer zwar in der persönlichen Korrespondenz verwendet (S. 23), aber für die Publikation nicht gewählt hat. Kaempfer ging zu Beginn seines Textes weitläufig auf die Namensgleichheit der Dattelpalme mit dem Phoenix-Vogel ein. In diesem Zusammenhang ist das Wort «*Phoenix*» selbstverständlich maskulin gebraucht. Sonst spricht Kaempfer eigentlich nur von «*Palma*». Da nun fast alle Bäume im Lateinischen feminini generis sind, erscheint mir hier die Wahl des Genus, sollte *Phoenix* den Baum bezeichnen, zumindest problematisch.

Doch sollen und können diese Bemerkungen den Wert der Übersetzung nicht schmälern. Insgesamt ist das vorliegende Werk eine wertvolle Studie, die dazu beiträgt, Engelbert Kaempfer die Bedeutung zu geben, die er und sein Werk verdienen.

Dietlinde Goltz

Franz Huter, *Hieronymus Leopold Bacchettoni*. Ein Beitrag zur Verselbständigung der Chirurgie als Lehrfach an den Universitäten nördlich der Alpen. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1985. 12 Abb., 60 Seiten. Gebunden.

Hieronymus Leopold Bacchettoni stammte aus einer Chirurgenfamilie aus Umbrien. Sein Großvater wanderte im 17. Jahrhundert ins Tirol ein und war dort als Chirurg tätig. In Innsbruck studierte Hieronymus Philosophie, die er 1724 mit dem Doktorat abschloß. 1725 erwarb er sich in Padua den Dr. chirurgiae. 1726 erfolgte seine Promotion zum Dr. med. an der Universität Innsbruck. Danach begab er sich an Spitäler in Mailand und Bologna. Dort wirkte er als Demonstrator der Anatomie. Nach seiner Rückkehr nach Innsbruck bewarb er sich an der Universität für Chirurgievorlesungen für Barbieri und Wundärzte. Die Bewerbung wurde aber abgelehnt. Statt dessen gewährte ihm die Universität als Inzisor und Sektor der Anatomie tätig zu sein. Erst ein kaiserlicher Entschluß von 1730 erlaubte ihm, eine Lehrstelle für Chirurgen einzurichten. Als sich Bacchettoni für die Aufnahme ins Collegium medicum bewarb, wurde er mit der Begründung abgelehnt, daß er kein Professor sei. Nach langen Auseinandersetzungen erhielt Bacchettoni durch eine kaiserliche Intervention 1737 das Ernennungsdekret zum Professor der Medizin, Anatomie und Chirurgie an der Universität Innsbruck. – Den Abschluß des Buches bildet ein Kapitel über Bacchettonis Lehr- und wissenschaftliche Tätigkeit. G. Sigron

Rüster Detlef, *Alte Chirurgie. Legende und Wirklichkeit*. Deutscher Ärzte Verlag, Köln 1986. 255 Seiten, 146 Abb.

Das Buch behandelt in 10 Kapiteln Aspekte der Chirurgiegeschichte von der Steinzeit bis ins 19. Jahrhundert. Die ersten 4 Kapitel schildern die Chirurgie der Steinzeit, der Antike und der Araber. Die 6 übrigen Kapitel vermitteln Lebensgeschichten von verschiedenen Persönlichkeiten der abendländischen Chirurgie. Von den 10 Kapiteln zeigt nur jenes über das Mittelalter (5. Kap.) einen gewissen chronologischen Aufbau. Hier behandelt Rüster die Problematik, die durch die Trennung von Medizin und Chirurgie für die folgenden Jahrhunderte entstand. Die folgenden Kapitel bauen sich auf dieser Problematik auf, indem sich Rüster mit den verschiedenen Berufsgruppen auseinandersetzt, die sich der Chirurgie annahmen. Aus diesem Grund widmet er das 7. Kapitel speziell der Scharlatanerie. Auf der einen Seite bespricht er die Methoden der Scharlatane und auf der anderen Seite diejenigen berühmter Chirurgen, wie z. B. Paré oder Larrey. Rüster, der

selbst Chirurg ist, geht es nicht darum, einen umfassenden Überblick über die Geschichte der Chirurgie zu liefern. Er greift vielmehr interessante Aspekte der alten Chirurgie heraus. Dabei fragt er sich, unter welchen Umständen wurde in einer Zeit ohne Narkose und Antiseptik/Asepsis operiert?

Anhand früherer Operationstechniken erklärt er den Wissensstand und vergleicht ihn oft mit der heutigen Zeit. Durch das ganze Buch wird immer wieder die Operation des Steinschnittes und ihre verschiedenen Techniken wie «sectio alta oder lateralis» und deren Problematik diskutiert. Eine Eigenart dieses Buches ist es, daß Rüster neben der knappen Darstellung der Grundzüge der Chirurgie, die er mit einem Quellen- und Literaturapparat gut belegt, auch seine Meinung einfließen läßt. Fachausdrücke und Operationstechniken werden genau erklärt, so daß das Buch für jeden Laien leicht lesbar wird. Für den Medizinhistoriker bringt das Buch hingegen nichts Neues, da es keine neuen Ansätze zum Bereich der wissenschaftlich-historischen Erforschung der alten Chirurgie vermittelt. Guido Sigron

Agnes Arber, *Herbals. Their Origin and Evolution. A Chapter in the History of Botany 1470–1670*. Third Edition, with an Introduction and Annotations by William T. Stearn. Cambridge University Press, Cambridge 1986.

Am Beginn der neuzeitlichen Botanik steht eine große Zahl prachtvoll illustrierter Kräuterbücher, die bis weit ins 18. Jahrhundert hinein aufgelegt und kommentiert wurden. Damit verknüpft sind Namen wie z. B. Hieronymus Bock (1498–1554), Leonhart Fuchs (1501–1566) oder Otto Brunfels (1488–1524), dessen «Herbarum vivae Eicones» der Dürer-Schüler Hans Weiditz vollkommen neu mit sehr naturgetreuen Pflanzenbildern ausstattete. Hatte Brunfels noch versucht, die süddeutschen Pflanzen nach Dioskorides und anderen antiken Autoren zu bestimmen, so rühmte sich Bock, viele der von ihm beschriebenen heimischen Pflanzen auch selbst gezogen zu haben. In seinem 1539 erstmals erschienenen «New Kreutterbuch» sind ähnliche Gewächse zu Gruppen zusammengefaßt, die an heutige Pflanzenfamilien wie z. B. die Labiaten und Compositen erinnern. Aber erst Cesalpino (1519–1603) legte ein systematisches Modell vor.

Diesen Weg von der medizinischen Kräuterkunde zur systematischen Botanik hat Agnes Arber 1912 in der ersten Auflage dieser noch heute sehr lesenswerten Übersicht nachgezeichnet. Sie geht von der buchkundlichen und historischen Analyse der Kräuterbücher und botanischen Werke aus

und stellt sie in den Rahmen der zeitgenössischen Pflanzenbeschreibung und systematischen Einordnungsversuche der Jahre zwischen 1470 und 1670.

Die vorliegende Ausgabe ist um einen illustrationskundlichen Aufsatz der Autorin und deren 1953 erstmals im Festband für Charles Singer veröffentlichten Beitrag «From Medieval Herbalism to the Birth of Modern Botany» erweitert und wird so zum Gedenkband für die vor 26 Jahren verstorbene Oxforder Pflanzenmorphologin.

Es ist zu begrüßen, daß sich die Cambridge University Press entschlossen hat, diese dritte Auflage des wertvollen Werkes in der Reihe Cambridge Science Classics dem Leser wiederum zugänglich zu machen. William T. Stearn hat die Studie mit wertvollen Anmerkungen und einem Vorwort bereichert und das Literaturverzeichnis aktualisiert. Stearn hat schon vor zwanzig Jahren über das Werk der englischen Botanikerin geschrieben: «To re-read her work after the passage of years is usually a rewarding experience.» Dies gilt auch heute noch. Hans-Konrad Schmutz

Hansjörg Schneble, *Krankheit der ungezählten Namen: ein Beitrag zur Sozial-, Kultur- und Medizingeschichte der Epilepsie anhand ihrer Benennungen vom Altertum bis zur Gegenwart*. Huber, Bern/Stuttgart/Toronto 1987. X und 190 Seiten, Abb.

«Kein Kranckheit under allen Kranckheiten wegen ihrer Stärke und Grausambkeit hat merhrer Namen als dise.» Dieser Satz von 1675 zeigt, daß die Gründe für die reiche Eponymik der Fallsucht, nämlich die Eindrücklichkeit des Krankheitsereignisses und die Mannigfaltigkeit der Anzeichen des Anfalls, schon früh erkannt werden.

Die Benennungen der Epilepsie sind in der Kunst, in der Wirtschaft, in den soziokulturellen Anschauungen, aber auch vorwiegend in den diversen medizinischen Auffassungen der Fallsucht verwurzelt. So bildet diese Studie der Epilepsie-Eponymik gleichzeitig eine vorbildliche Geschichte der Fallsucht, eines Übels, das ja einigermaßen als Paradigma der Krankheitsgeschichte angesehen werden kann.

Nennen wir als Beispiele den *morbis insputatus* der Römer, die auf eine infektiöse Übertragung der Epilepsie deutet, oder noch die hippokratische Schrift «De morbo sacro», mit welcher die rational-orientierte griechische Medizin die früheren Begriffe der Besessenheit und der Sünde ad absurdum führt. Die angebliche Rolle des *Himmels* verschwindet aber nicht richtig: *morbis lunaticus*, *morbis comitialis* bei den Römern (ein Anfall während den Komitien provozierte den Abbruch der Volksversammlung) oder *morbis*

astralis bei Paracelsus ... Schließlich ist die Unzahl von Schutzheiligen der Fallsucht zu erwähnen, unter denen Valentin der bekannteste ist.

Die Namen stehen häufig in Zusammenhang mit der Ätiopathogenese der Krankheit, aber auch die Symptomatologie kommt zu Wort. Epilepsie selbst kommt vom griechischen Verb ἐπιλαμβάνειν (epilambanein) packen. Das Phänomen der Namensgebung hat sich in den letzten Jahrhunderten vermehrt und zeigt, daß die Überfülle der Eponymik der Verbesserung der klinischen Beobachtung der Epilepsie entspricht.

Sowohl der Text wie die Literaturangaben und das *Eponymik-Register* zeugen von einer intensiven historischen Forschungsarbeit und von gründlichen Kenntnissen der Epileptologie, welche dem Autor erlauben, ein klares Bild über die oft schwer begreifbare Entwicklung der Klinik der Epilepsie seit 1850 zu zeichnen.

Daß auf dem Gebiet der Epilepsiegeschichte (neben dem meisterhaften Werk von O. Temkin *The Falling Sickness*) neue Aspekte und neue Kenntnisse gebracht werden konnten, spricht für die beispielhafte Qualität der Arbeit von Schnebele.

F. Ledermann

Bettina Haupt, *Deutschsprachige Chemielehrbücher (1775–1850)*. Deutscher Apotheker-Verlag, Stuttgart 1987. XIII, 424 Seiten, 11 Abb. Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Bd. 35. DM 58,—.

Die Absicht der Autorin dieser Dissertation bestand nicht sosehr darin, eine Geschichte der Chemie zu schreiben, sondern vielmehr eine Art Röntgenaufnahme einer Anzahl von Chemielehrbüchern zu erstellen. Sie beschränkt sich auf Werke, die zwischen 1775 und 1850 in Deutschland erschienen sind.

Die Zeitspanne ist günstig gewählt. Einerseits erlaubt sie wichtige Fortschritte der Chemie nachzuzeichnen: als Beispiele seien hier der Fall der Phlogistontheorie, die Entdeckung einer Vielzahl neuer Elemente, die Einführung der Atomtheorie und der Stöchiometrie sowie die eigentliche Geburt der organischen Chemie erwähnt. Andererseits ist die Periode zwischen 1775 und 1850 eine Zeit der Emanzipation der Chemie, die als noch junge Wissenschaft im Begriffe ist, sich von der Medizin und der Pharmazie zu lösen. Die Lehrbücher können als Instrumente dieser Selbstbehauptung der Chemie und deren Entstehung als selbständiges universitäres Fach angesehen werden. Als Vermittler des Wissens dienen sie ferner sowohl einer Synthese der Kenntnisse wie der Wahrung einer gewissen Fachtradition.

In ihrer grundlegenden Analyse untersucht Bettina Haupt nacheinander verschiedene Elemente der Lehrbücher: die Persönlichkeit der Autoren (es

sind vor allem akademische Lehrer, zuerst Mediziner oder Pharmazeuten, später Chemiker), die Einleitungen, die Vorworte, die häufig vorhandenen Darstellungen der Chemieggeschichte (auch sie dienen der Selbstbehauptung des Faches), die Strukturierung des Stoffes, die didaktischen Auffassungen und den wissenschaftlichen Anspruch.

Das Durchleuchten der Lehrbücher während fast eines Jahrhunderts erlaubt der Autorin überdies, auf bestimmte Problemkreise der Wissenschaftsgeschichte einzugehen. So behandelt sie zum Beispiel die Frage der Stellung der Chemie: Ist sie bloß Hilfswissenschaft, der Medizin und der Pharmazie oder selbständiges Fach? Daraus ergibt sich die ableitende Frage, ob die Chemie reine Technologie ist oder eine Grundwissenschaft. Auch die Einstellung der Autoren der Lehrbücher gegenüber den neuen chemischen Theorien und den wissenschaftlichen Fortschritten wird untersucht.

So wird aber gleichzeitig unterstrichen, daß sich kein wissenschaftliches Fach und keine geistige Tätigkeit ohne epistemologische Fragestellungen, ohne die Frage nach dem «Wie» und nach dem «Warum» weiterentwickeln kann.

F. Ledermann

Heinrich Otto Schröder, *Publius Aelius Aristides. Heilige Berichte*. Einleitung, deutsche Übersetzung und Kommentar. Carl Winter Universitätsverlag, Heidelberg 1986. Wissenschaftliche Kommentare zu griechischen und lateinischen Schriftstellern.

Etrange destin que celui de cette entreprise commencée dans les années trente par le philosophe et helléniste de Tübingen Constantin Ritter à la demande d'Otto Weinreich et qui, depuis la mort de Ritter en 1936, a dormi dans des tiroirs pour en être exhumée il y a quelques années seulement et paraître, sous une forme et dans un contenu renouvelés, l'année même (1986) où est publiée la traduction française, posthume, de ce même texte d'Aelius Aristide par le Père Festugière (Editions Macula, Collection Propylées, Paris). De sorte que cette œuvre pour laquelle on ne disposait récemment encore d'aucune traduction en une langue moderne est aujourd'hui accessible en anglais (C. Behr, Leiden 1981), en italien (S. Nicosia, Milan 1984) en allemand et en français dans les traductions de Schröder et de Festugière.

Quand le philologue et historien de la médecine O. Schröder reprend le travail de Ritter, il le remanie profondément en s'appuyant sur des bases renouvelées et sur les acquis de la recherche pendant le demi-siècle écoulé. Sa traduction nous a paru avoir le mérite de la précision et de la fidélité du ton.

Le commentaire est à la fois abondant, sans jamais être inutilement prolixe, et remarquablement documenté. Il figure en bas de page, sous le texte traduit (occupant parfois une bonne partie de la page), et cela en rend la consultation aisée. Schröder s'est efforcé de ne négliger aucun domaine: il traite à la fois des problèmes de texte (justification et discussion de conjectures, de leçons et d'interprétations particulières) et des questions nombreuses et variées que soulèvent les «Discours sacrés» et qui ont trait aussi bien à l'histoire qu'à l'archéologie, aux doctrines médicales, aux thérapeutiques ou à la philosophie. Elargissant et complétant de façon importante le seul commentaire antérieur existant (Behr, Leiden 1981), beaucoup plus fourni que les notes, au demeurant très utiles, dont H. D. Saffrey a muni la traduction de Festugière, ce commentaire constitue désormais un instrument précieux pour la lecture de ce livre étonnant, si moderne par certains aspects, que sont les «Discours sacrés» d'Aelius Aristide, à la fois autobiographie d'un malade et témoignage d'un dévot sur l'action du dieu guérisseur Asclépios. Schröder a également pourvu ce livre d'une brève introduction (neuf pages) dans laquelle, après avoir esquissé la personnalité d'Aristide et évoqué le problème de ses maladies (imaginaires ou non), il traite de quelques aspects de l'ouvrage, chronologie, composition, forme littéraire, langue. Ajoutons à propos de la traduction du titre (hieroi logoi) que Schröder rompt avec la tradition qui a unanimement rendu ce titre par une traduction littérale (*Heilige Reden, Discours sacrés, Sacred Tales, Discorsi sacri*) en optant pour «*Heilige Berichte*», s'efforçant ainsi de rendre mieux compte du sens exact de la formule grecque dans cet emploi particulier qui fait référence aux révélations qu'Aristide a reçues en rêve du dieu Asclépios.

Il est intéressant de signaler pour terminer que, malgré ce que pourrait laisser penser l'absence jusqu'à ces toutes dernières années de traductions et de commentaires, les «Discours sacrés» du rhéteur Aelius Aristide n'ont jamais cessé, depuis Galien et Philostrate, ses contemporains ou presque, d'exercer un grand attrait sur les médecins et les philologues. Ils ont été nombreux à se pencher sur le cas de ce malade qui raconte ses maladies, souvent bizarres, ses souffrances et ses traitements. Sur l'abondante littérature suscitée à travers les siècles par le cas d'Aelius Aristide, nous renvoyons à la riche étude que Danielle Gourevitch lui a consacrée dans un chapitre de son livre *Le triangle hippocratique dans le monde gréco-romain* (Rome 1984) sous le titre: *La maladie comme preuve d'existence. L'aventure d'Aelius Aristide et ses interprétations.*

Philippe Mudry

Adressen der Rezensenten

Prof. Dr. med., Dr. med. h. c. mult. Erwin H. Ackerknecht, Ottikerstraße 42, CH-8006 Zürich
Prof. Dr. Marcel H. Bickel, Pharmakologisches Institut, Friedbühlstraße 49, CH-3010 Bern
Dr. phil. Willem F. Daems, Weleda, CH-4144 Arlesheim
Prof. Dr. Dreifuss, Département de physiologie, Centre médical universitaire, 9, avenue de
Champel, CH-1211 Genève
Prof. Dr. Dietlinde Goltz, Friedrich-Dannemann-Straße, D-5300 Tübingen
Prof. Dr. med. Carl Haffter, Petersgasse 50, CH-4051 Basel
Prof. Dr. med. Rudolf Keil, Institut für Geschichte der Medizin, Köllikerstraße 6R, D-8700
Würzburg
Dr. F. Ledermann, Könizstraße 3, CH-3008 Bern
PD Dr. med. Roger Mayer, 9, rue Michel-Chauvet, CH-1208 Genève
Prof. Dr. Ph. Mudry, 28, chemin de Montolivet, CH-1006 Lausanne
Frau Dr. Marie-Louise Portmann, Medizinhistorische Bibliothek, Klingelbergstraße 23, CH-
4031 Basel
PD Dr. phil. O. Rieppel, Paläontologisches Institut, Künstlergasse 16, CH-8006 Zürich
Prof. Dr. phil. Martin Schaffner, Historisches Seminar, Hirschgäßlein 21, CH-4051 Basel
Prof. Dr. med. C. Scharfetter, Psychiatrische Klinik, Postfach 68, CH-8029 Zürich
Dr. phil. Hans-Konrad Schmutz, Chaletweg 2, CH-8400 Winterthur
PD Dr. sc. nat. Dr. phil. Gottfried Schramm, Waidspital, Tièchestraße 99, CH-8037 Zürich
Dr. phil. Hans-Konrad Schmutz, Chaletweg 2, CH-8400 Winterthur
Herrn Dr. med. dent. Guido Sigron, Aathalstraße 19, CH-8610 Uster
Frau Dr. med. A. Stettler, Kirchenfeldstraße 45, CH-3006 Bern